

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]



Bedanken und Gruß des Veters zum Jahreswechsel!

Ein scheinbar Glück betört hienieden
Gar oft das arme Menschenkind;
Nie findet's den ersehnten Frieden,
Weil meist sein geistig Auge blind.

So mancher wähnt das Glück verborgen
In Geld und Gold, im Erdengut;
Er ahnt nicht daß vielleicht schon morgen,
Sein Leib in dunkler Erde ruht.

Und wer es sucht in Ruhm und Ehren,
In Sinnenlust und eitler Pracht,
Den wird Erfahrung bitter lehren,
Daß nicht die Erde glücklich macht.

Laß Menschenherze nicht betören
Dich von den Gütern dieser Welt,
Der Jahreswechsel soll dich lehren,
Daß alles Irdische zerfällt

Wie kannst du auf ein Gut noch sinnen,
Das auf die Dauer nicht besteht?
Wie kannst du das ein Glück noch nennen,
Was flüchtig mit der Zeit vergeht?

Das wahre Glück ist dem beschieden,
Der nach der Tugend redlich strebt,
Der auf der Lebensbahn im Frieden
Mit sich und seinem Hergott lebt.

Und der den wahren Seelenadel
Im Herzensfrieden noch erkennt,
Nicht achtet auf der Menschen Tadel
Stets nur auf Recht und Wahrheit sinnt;

Den noch des Glaubens Licht erhellet.
Dem Himmelshoffnung freundlich winkt,
Der Born der ew'gen Liebe quillet
Und tief sich in die Seele senkt.

Was auch die Zukunft ihm mag bringen,
Ob Leid, ob Freud, ob Leben, Tod,
Stets wird ihm Glaub' und Lieb durchdringen,
Die Hoffnung auf den mächt'gen Gott.

Und wenn sich auf die Pforten schließen
In lichten, sel'gen Himmelshöhn,
Wird er das wahre Glück genießen:
Den Schöpfer schleierte los sehn.

Frida Strobel



Ein kummervoller Morgen.

(Zu unserem Vollbilde).

Eine schwere Heimsuchung hat die Arbeiterfamilie in der Großstadt getroffen. — Heiteres heimisches Glück war bisher der Familie beschieden und ihr einziges Kind, der kleine 4jährige Max, war ihr Glückstern, um denen sich alles drehte. Kam der Vater abends müde und entkräftet von der Arbeit nach Hause, so war er wieder frisch und munter, wenn ihm sein lieber Max entgegen sprang und seine zarten Händchen um dem Hals schlang. — Da mit einem Male wurde der Liebling krank und die Kunst des Arztes und die aufopfernde Pflege der Mutter waren nicht mehr im Stande der Krankheit Einhalt zu gebieten. Der Arzt hatte am Abend noch einmal einen Besuch gemacht, aber sein Blick sagte den Eltern, daß sie sich auf das Äußerste gefaßt machen müssen. Es war

schon gegen Morgen, da erwachte der kleine Max noch einmal zum klaren Bewußtsein und sein letzter Blick galt seinen lieben Eltern, gleichsam, als wollte er ihnen sagen: „Weinet nicht um mich, ich geh' jetzt ein in das Reich der lieben Engeln und werde für Euch ein guter Fürsprecher sein.“ — Das Herz der Mutter war gebrochen angesichts des Todes ihres Lieblings. Trost und Hoffnung sucht sie bei ihrem Gatten, der mit Mühe sich selber kaum fassen kann. Sein Blick ruht auf dem Angesicht seines toten Lieblings um noch einmal ein Lebenszeichen zu erfassen. So hat der Tod, der mit rauher Hand an die Tür des Arbeiters wie des Millionärs klopft und sich seine Opfer holt, in der Arbeiterfamilie Einkehr gehalten. — Fürwahr ein kummervoller Morgen.

Wenn doch die Mutter käme!

Erzählung von G. Koll ner

Und nicht war, Sie meinen es gut mit meinem Kinde? Lottchen hat so ein weiches Herz." — Es war eine schlanke, noch ziemlich junge Frau in Trauerkleidung, die diese Worte an die Oberin des Stiftes richtete.

"Wir werden alles tun, was in unseren Kräften steht, um der Kleinen die Trennung von Ihnen zu erleichtern. Es ist ja auch so schön hier draußen, die gesunde Luft, der große Garten mit all den Blumen und Tieren. Sie sollen sehen, das Kind gewöhnt sich leicht."

"Anna, Margareth!" rief die Oberin — da kamen zwei ältere Mädchen dienstfertig angesprungen und machten einen artigen Knix.

"Hier nehmt eure kleine neue Schwester und zeigt ihr einmal die Hühner und Tauben im Garten und die schönen Blumen alle!"

Klein-Lottchen hatte schüchtern das blasse Gesichtchen in den Rockfalten der Mutter verborgen. Freundlich beugten sich die Mädchen zu ihr her ab: „Sollen wir dir einmal die kleinen Putzhühnchen zeigen und die Hühnermama? — Und ein kleines schneeweißes Käzchen ist auch im Garten — komm — komm!"

Lottchen war neugierig geworden, sie lugte mit dem blonden Lockenköpfchen hervor und sah mit den großen Blauaugen fragend zur Mutter empor. — „Soll ich, Mutti?"

"Ja, geh' mein liebes Kind", und Frau Kron drückte einen innigen Kuß auf ihres Lieblings Haupt, dann sagte sie nochmals leise: „Geh!" — Doch nur widerstrebend ließ sich Lottchen fortführen.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihrem Kinde geschlossen, da brach die junge Frau in Tränen aus. — „O, mein Gott, wie schwer wird es mir, mein Kind hier zu lassen."

"Trösten Sie sich doch, liebe Frau, Sie sollen sehen, alles geht gut. Nächsten Sonntag können Sie Ihre Kleine schon wiedersehen — von drei bis fünf Uhr ist Besuchszeit — dann ist die Freude doppelt groß — aber nun rate ich Ihnen, gehen Sie schnell, ehe Lottchen zurückkommt."

Die junge Frau verabschiedete sich und die Oberin geleitete sie bis zur Tür, indem sie sagte: „Also auf Wiedersehen am Sonntag."

Wie geistesabwesend schritt Frau Kron die Treppen hinab, über die langen Korridore — da plötzlich hörte sie die jammernde Stimme ihres Kindes von oben herabschallen: „Mutti, mein Mutti!"

Durch Mark und Bein ging ihr der Schrei — ihr Herz kämpfte sich zusammen, ihre ganze Energie mußte sie zusammen nehmen, um nicht umzulehren. Verzweifelt preßte sie die Hände gegen die Ohren, um nichts mehr hören zu müssen und wie von Furien gejagt eilte die Mutter über den Vorhof der Anstalt, durch das eiserne Gittertor, hinaus, hinaus in die Welt, die ihr nun so einsam war. — Arme Frau! Ueber die blassen Wangen rannen die Tränen unaufhaltsam und verschleierten ihren Blick. —

Das Leben hatte für sie nur Enttäuschungen gebracht. Und nun war ihr auch noch vor kurzem der Gatte gestorben und hatte sie und das Kind vollständig mittellos zurückgelassen; da mußte sie es noch als ein Glück betrachten, daß gute Freunde die Aufnahme Lottchens in das Stift vermittelten. So konnte Frau Kron wenigstens eine geeignete Stellung annehmen, die es ihr ermöglichte, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. — Daß es ihr das Herz fast brach, ihr Liebstes, ihr Kind von sich zu geben, das durfte sie sich nicht einmal merken lassen — die Menschen schalten das lächerlich. — Mittlerweile hatte man in der Anstalt alles versucht, um Lottchen zu beruhigen — aber umsonst, nichts wollte fruchten, das Kind war furchtbar aufgereggt und hatte nur eine Antwort auf alles: „Ich will zu meiner Mama!" Nur mit Mühe und Not konnte man sie abends in ihr Bettchen bringen — da schluchzte und weinte sie sich in den Schlaf.

Die nächsten Tage waren schwer, das Kind konnte die Sehnsucht nach der Mutter nicht befeuern. Bläß und traurig schlich die Kleine umher und hatte nur Tränen auf alle Tröstungen. Ihre Spielsachen, die ihr die Mutter gesandt, sah sie nicht an — ja selbst ihre Lieblingspuppe Erna mit den langen Zöpfen von natürlichem Haar lag unbeachtet in einem Winkel.

So kam der Sonntag heran und mit ihm das ersehnte Wiedersehen.

Lottchen war den ganzen Vormittag in Erwartung — um drei Uhr sollte die Mama kommen. Ihr ganzes Interesse konzentrierte sich auf die große Uhr im Vorhofe und obgleich sie selbst das Zifferblatt noch nicht enträtseln konnte, hingen ihre Blicke doch fortwährend gespannt an der Uhr und wohl hundertmal fragte sie die größeren Mädchen: „Wieviel Uhr ist es — wie spät ist es?"

Endlich — endlich hielten sich Mutter und Kind umschlungen. Welche Seligkeit!

„Mein süßes
hier allein gelassen
ich will auch immer
Frau Kron be
tanzend Küßen,
sichtlich ihr Herz
Kind, bald bald
von früh bis spät
dich zu lassen? Ein
herrliche Garten, die
dort, die vielen netten
Doch Lottchen w
sie schüttelte das K
ist nur schon bei d
Zeit verging im jä
bold — um fünf U
Wer beschreit den
Lottchen mußte sich
wenn du ganz artig
sagt, darfst du nicht
miedersehen.“ —
Ein kaltes Ges
chen hatte sich noch
von den Müttern, die
das rauhe Leben
wie ein kostbares B
Wandern verwech
Kind, deshalb w
unendlich schwer ge
Lottchen an dem
der Anstalt und
hören, als ob man
kam — in der W
ber, nie nahm sie
Kinder teil, nie die
Kindern luden, —
mühten, sie aufzu
orig tat sie, noch
Man hatte vermach
gang fern zu halten
nach und Schlim
Kind vor Schimpf

„Mein süßes Mutti — warum hast du mich hier allein gelassen? Nimm mich wieder mit, ich will auch immer artig sein!“

Frau Kron bedeckte ihres Kindes Stirn mit tausend Küssen, ein unendliches Wehegefühl beschlich ihr Herz. „Mein Liebling, u. ein teures Kind, bald hole ich dich wieder zu mir — bin von früh bis spät zu Hause fort, wo sollte ich dich da lassen? Sieh, hier ist es so schön — der herrliche Garten, die großen Zimmer und Korridore, die vielen netten Kinder!“

Doch Lottchen wollte nichts von alledem hören, sie schüttelte das Köpfchen und sagte: „Ach, es ist nur schön bei dir, liebste Mutter!“ Und die Zeit verging in süßem Geplauder, ach nur zu bald — um fünf Uhr mußte die Mutter scheiden. Wer beschreibt den Trennungsschmerz — doch Lottchen mußte sich zusammennehmen, denn: „Nur, wenn du ganz artig bist,“ hatte die Oberin gesagt, „darfst du nächsten Sonntag deine Mama wiedersehen.“ —

Ein halbes Jahr war verflossen, doch Lottchen hatte sich noch nicht gewöhnt. Sie war eine von den Naturen, die nicht überwinden, nicht für das raube Leben geschaffen. Ihre Seele war wie ein duftiges Blumenblatt, das der geringste Windhauch verweht. — Frau Kron kannte ihr Kind, deshalb war ihr auch die Trennung so unendlich schwer geworden. Allsonntäglich stand Lottchen an dem großen Gittertor im Vorhofe der Anstalt und wartete auf die Mutter. Es schien, als ob nur Sonntags Leben in das Kind kam — in der Woche ging die Kleine still umher, nie nahm sie an den Spielen der anderen Kinder teil, nie hörte man sie mit den anderen Kindern lachen, — so sehr diese sich auch bemühten, sie aufzuheitern. Teilnahmslos aber artig tat sie, was von ihr verlangt wurde. — Man hatte versucht, Frau Kron eine Zeilang ganz fern zu halten, doch das machte die Sache noch viel schlimmer, man sah förmlich, wie das Kind vor Sehnsucht verging.

* * *

Wieder war es Sonntag, lieblich blühten die bunten Herbstblumen im Garten — tiefblau wölbte sich der Himmel über der Erde, es schien als wollte die Natur noch einmal alle Herrlichkeit entfallen, ehe die kalten, trüben Wintertage kamen.

Klein Lottchen stand schon eine volle Stunde unten im Vorhofe und starrte mit großen brennenden Augen die sonnenbeschienene Allee entlang — hatte sie doch heute eine Ueberraschung für ihr Mutti; mit den kleinen ungeübten Händen

hatte sie ein Scherenband angefertigt — ihre erste Stickerarbeit. Aber sie war heute so seltsam erregt — Seit 14 Tagen hatte sie die Mama nicht gesehen, den vorigen Montag hatte sie eine Karte bekommen: „Mein Liebling, bin leider ein wenig erkältet, konnte deshalb gestern nicht zu Dir kommen. Erwarte mich nächsten Sonntag bestimmt, dann gehen wir beide in den Wald und wollen recht vergnügt sein. Bis dahin sei innig umarmt von Deinem Mutti!“

Mit doppeltem Verlangen sehnte Lottchen nun heute die Mutter herbei. Draußen strömten scharenweise die Menschen im Sonntagsstaat vorüber, das schöne Wetter hatte alle Welt ins Freie gelockt, um den herrlichen Herbsttag zu genießen.

Lottchen preßte das Gesicht an die Gitterstäbe um den Außenweg besser übersehen zu können, ihre Wangen glühten vor Aufregung, sie konnte die Zeit kaum mehr erwarten. Jetzt — ihr kleines Herz schlug schneller — da — ganz von weitem sah sie eine Dame in schwarzer Kleidung — Mutti, juchzte das Kind und ein glückliches Lächeln huschte über das eben noch so traurige Gesichtchen — Doch wenige Sekunden später erlosch das Lächeln — sie hatte sich getäuscht, es war nicht die Mutter.

Viertelstunde auf Viertelstunde ging dahin — bald war die Besuchszeit vorüber. Schon begann die Sonne sich immer glühender zu färben und nur die Dächer und Baumkronen strahlten noch in ihrem rötlichen Glanz, indes der Vorhof der Anstalt schon ganz im Schatten lag.

Zimmer noch wartete Lottchen vergebens. — Es war kühl geworden hier draußen, das Kind merkte es nicht — —

Währenddessen hatte die Oberin eine Nachricht erhalten, von der sie tief erschüttert wurde. Ein Brief folgenden Inhaltes war ihr überbracht worden:

„Sehr geehrte Frau Oberin!

Leider liegt es mir ob, Ihnen die traurige Mitteilung machen zu müssen, daß Frau Kron nach kurzem Kranklager heute vormittag ganz plötzlich und unerwartet verstorben ist, ihr letzter Gedanke galt ihrem Kinde — ihr letzter stehender Wunsch war, man möge, falls sie stirbe, ihren Tod vor Lottchen verheimlichen —“

Die Oberin vermochte nicht weiter zu lesen, ein grenzenloses Mitleid hatte sie erfaßt: „Arme Frau! Armes, armes Kind,“ sagte sie leise vor sich hin, „wie sollte das werden?“

Dann ging sie hinunter zu Lottchen. Liebevoll nahm sie die kleine Waise in die Arme und

sagte: „Deine Mama kann heute nicht mehr kommen, liebes Kind, ich habe Nachricht erhalten, daß sie noch krank ist — aber sie sendet dir viele Grüße und läßt dir sagen, daß sie dich sobald als möglich besuchen wird. Komm jetzt hinein — es wird kühl hier draußen.“

Lottchen sah unendlich niedergeschlagen aus, dann sagte sie klagend: „Ach, und ich hatte mich heute so auf Mama gefreut!“

Noch einen traurigen Blick warf sie auf die Straße, dann ließ sie sich ergeben fortführen. —

Als sie abends in ihrem Bettchen lag, ließ sie den lang verhaltenen Tränen freien Lauf und schluchzte in die Kissen hinein, zum Erbarmen. Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, faltete sie die kleinen Hände und betete:

„Lieber Gott, gib mir recht bald mein Mütterlein!“

So war Woche auf Woche vergangen, stets hatte man neue Ausreden gefunden, um das Kind zu vertrösten — Jetzt hieß es: Die Mama ist verreist, um ihre Genesung zu finden, doch bald — viel leicht schon zu Weihnachten wird sie kommen und ihr Kind holen. An dem Gedanken zehrt Lottchen.

* * *

So ist es Winter geworden. Verschneit sind die Felder. Der Nordwind heult um die Mauern der Häuser. Auf dem Anstaltshofe liegt der Schnee fußhoch.

Lottchen kann nun nicht mehr am Tore warten — sie fragt auch nicht mehr so oft nach der Mutter, aber von Tag zu Tag wird sie bleicher. Die schwermütigen Augen sehen übergroß aus in dem schmalen Gesichtchen und haben einen eigentümlichen Glanz — das Kind fängt an zu kränkeln — der Arzt konstatiert ein zehrendes Fieber. —

Der Heilige Abend ist gekommen, das Fest der Freude. Ueberall herrscht Fröhlichkeit. Draußen ist ein selten schöner Wintertag, klar und förmlich warm steht die Sonne am blauen Himmel, ohne jedoch den festen, weißen Schnee zu schmelzen. Die Bäume und Sträucher sind wie überzuckert und glitzern im Sonnenlicht, als ob tausend und abertausend Diamanten darin hingen. —



„Mutti, mein Mutti!“

der Arzt hat jede Hoffnung aufgegeben, doch gleichmütig sitzt sie dabei — schon zu oft hat sie Kinder sterben sehen. —

Endlich ist die Kranke ruhiger geworden — man hört jetzt nichts, als das gleichmäßige Ticken der Uhr und die röchelnden Atemzüge der Fiebernden.

Langsam und träge schleichen die Stunden dahin. — Der Tag neigt sich zum Abend. — Die Sonne färbt sich glühend rot, ihr Schimmer ruht wie ein letzter Gruß auf dem abgekehrten Gesichtchen der kleinen Dulderin, bis sie nach und

In der Anstalt ist man eifrig mit den Vorbereitungen für den Abend beschäftigt.

Oben im zweiten Stock des Gebäudes blickt die freundliche Wintersonne in ein Krankenzimmer. Die Einrichtung desselben ist einfach und sauber, der einzige Schmuck der weißgelichteten Wände ist ein Bild das Christus darstellt, als er die Kindlein segnet, mit dem Spruche darunter: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, den solcher ist das Reich Gottes!“

Das Bild hängt gerade über der eisernen Bettstatt, auf der Lottchen sich unruhig im Fieberwahn hin und her wälzt. Ihr zur Seite sitzt eine fromme Schwester mit einer Näharbeit beschäftigt. — Das Kind ist totkrank, die Wärterin weiß es,

nach ganz verschwin...

Die Wärterin... die Kranke, sie wird dem Kranken Lottchen — dann schließt... bestimmungsgeltes vor sich Zeit. — Mühselig... aller Kraft empfangt, überkommt sie, sie rückt am Arm: „Wunder... do?“ Lottchen frage... mag an den Lippen

„Kind, legt dich... mich nun bald... schloß, damit du... die Wärterin den... sie das Kind wieder

Nach einiger Zeit... die Tür — die Wär... Oben läßt fragen, kommen wollen? Sie... eine Erklärung senden.

Die kleine Kranke... einschließen. —

„Ich werde fort... ruhig, eine halbe... liegen.“ Und leise an... fromme Schwester das

Draußen ist es... geworden — hier... Lottchen der Weihnachts... auf und die Krankenzim... ein. —

Im Krankenzimmer... Schritten immer... die Nacht herbei. — Weihnachtsfeierung der... fröhliche, o du selige... jetzt!“

Dagegen liegt die... Lottchen hat sich... sich schnell in im B... öffnen sich und... bewegen — da —... die Wippen sich... eine Gehalt im... Hände klirrenden

nach ganz verschwindet und die Dämmerung ihre geheimnisvollen Schleier webt. —

Die Wärterin war eingenickt. Da regt sich die Kranke, sie wirft den glühenden Kopf mit dem blonden Lockengewirr unruhig hin und her — dann schlägt sie die Augen auf und starrt bestimmungslos vor sich hin ins Leere — lange Zeit. — Plötzlich richtet sie sich mit Aufbietung aller Kraft empor, ein Moment der Klarheit überkommt sie, sie rüttelt die schlafende Schwester am Arm: „Wieviel Uhr ist es? Ist Mama schon da?“ Lottchens fragender Blick hängt voll Spannung an den Lippen der treuen Pflegerin.

„Kind, lege dich nieder — so — die Mama muß nun bald kommen — nur Geduld; nun schlafe, damit du gesund wirst.“ Und nachdem die Wärterin den Eisbeutel erneuert hat, bettet sie das Kind wieder in die Kissen zurück.

Nach einiger Zeit klopf es draußen leise an die Tür — die Wärterin öffnet. — Die Frau Oberin läßt fragen, ob sie nicht zur Andacht kommen wollen? Sie will, wenn es nötig ist, eine Ablösung senden.“

Die kleine Kranke liegt jetzt ganz still, sie ist eingeschlafen. —

„Ich werde kommen — das Kind ist jetzt ruhig, eine halbe Stunde kann es schon allein liegen.“ Und leise auf den Fuß tippen verläßt die fromme Schwester das Krankenzimmer. —

Draußen ist es mittlerweile immer dunkler geworden — hier und da blitzen schon die Lichter der Weihnachtsbäume hinter den Fenstern auf und die Kirchenglocken läuten die Heilige Nacht ein. —

Im Krankenzimmer webt die Dunkelheit ihre Schatten immer schneller — heimlich, leise kommt die Nacht herbei. — Von unten dringt der Weihnachtsgefang der Böglinge herauf: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ —

Dazu klingt die Orgel feierlich. —

Lottchen hat bis jetzt ruhig gelegen. Plötzlich schnellst sie im Bett empor. — Ihre Augen öffnen sich und suchen die Dunkelheit zu durchdringen — da — was sieht das Kind? — Die Tür öffnet sich leise und langsam herein schwebt eine Gestalt im schneeweißen Kleide, von einer Fülle blendenden Lichtes umgeben und — „Mutti!

mein Mutti!“ kommt es wie ein Erlösungsschrei von des Kindes Lippen — Dann flüsternd leise, innig: „Mama ach liebe Mama, endlich kommst du, ich habe so auf dich gewartet!“

Die Gestalt schwebt leise auf Lottchen zu und neigt sich zu ihr nieder. —

„Nun gehst du nicht mehr von mir,“ flüstern des Kindes feberheiße Lippen, „nun nimmst du mich mit dir. — Wie schön du bist Mutti — wo hast du die schönen Flügel her?“

Gleich darauf wie von wahnsinniger Angst gepackt: „Schnell, schnell laß uns fort, Mama! Nimm mich mit!“ und stehend streckt die kleine Kranke die mageren Arme nach der lichten Gestalt aus. Da nimmt dieselbe das sterbende Kind empor, lind und sacht und bettet es zärtlich an ihre Brust, es mit tausend Küssen bedeckend: „So komm, mein Liebling, — komm!“ — flüstert geheimnisvoll leise die Erscheinung. —

* * *

Unten im Saal ist Bescheerung — der Jubel dringt durch die weiten Flure und Hallen.

Die Oberin, eine edle Frau, hat alles getan, was in ihren Kräften stand, um den Kindern den Festesabend angenehm zu gestalten — lächelnd geht sie von einem zum andern und redet freundlich mit ihren Pflegebefohlenen. — Plötzlich erinnert sie sich an Lottchen. — Die arme Kleine welch trauriges Fest für sie! Ein unendliches Wehegefühl beschleicht die Oberin — schnell will sie hinauf zu dem Kinde. —

Als sie oben anlangt und die Tür öffnet, — da sieht sie Lottchen neben dem Bett auf der Erde liegen, mit weit ausgebreiteten Armen — das Kind ist tot — doch auf den wachsblassen Zügen liegt ein solcher Glanz von Seligkeit ausgebreitet, daß die Oberin unwillkürlich die Hände faltet und ein stilles Gebet verrichtet. —

Einige Lehrerinnen kommen herzu und wollen jammern — Doch die Oberin sagte leise: „Still still! — das Kind ist selig.“

Und so ist es, während man hier vor der kleinen Toten steht und klagt, — trägt ein Engel die junge Menschenseele zu den Gefilden des Friedens, zu Gott. —

Nun ist sie auf ewig mit ihrem Mutti vereint.



Der Julinsturm in Spandau.

Alljährlich zweimal begeben sich drei Herren in Zivil mit einer gewissen Feierlichkeit an dem Posten der alten Zitadelle zu Spandau vorbei nach der Wohnung des Kommandanten der Zitadelle. Es ist die Kommission, welche die Revision des Reichskriegsschatzes vorzunehmen hat. Sie besteht aus zwei

Geheimräten des Reichsschatzamtes und einem Reichstagsabgeordneten.

Der Kommission schließt sich noch der Kommandant und Bizefeldwebel der Zitadelle an zur Prüfung des Kriegsschatzes. Einige Arbeiter vervollständigen die Zahl derer, denen es vergönnt ist, den altersgrauen Julinsturm zu betreten, hinter dessen starken Mauern der deutsche Reichskriegsschatz gut verwahrt liegt. Vor der großen eisernen Tür, die den ersten Eingang zum Turm bildet, steht ein Posten, welcher nur denjenigen Einlaß gewährt,

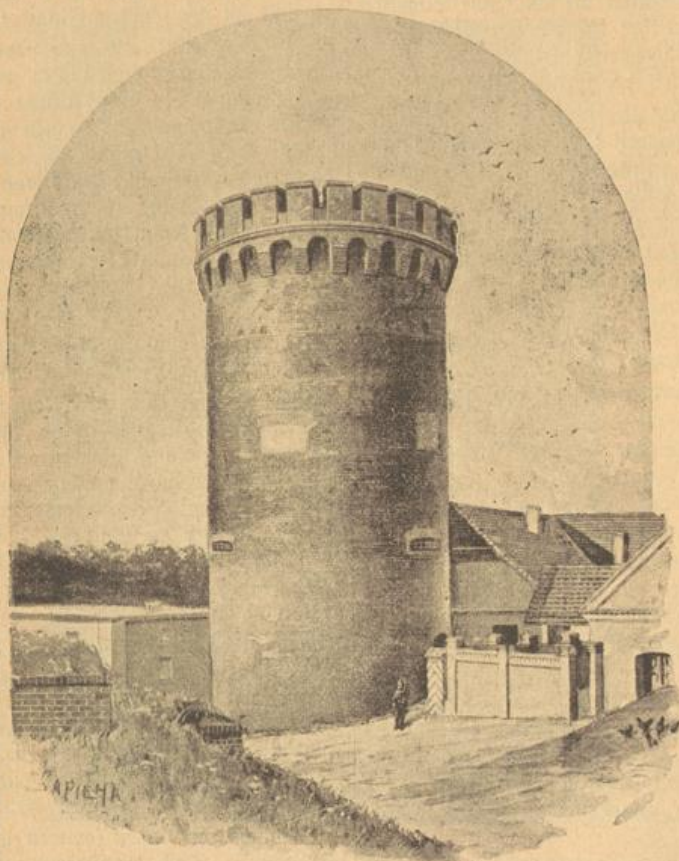
die das Paßwort kennen. Nachdem die durch zwei mächtige Schließer gesicherte Volltür geöffnet ist, befindet sich die Kommission innerhalb der 2 1/2 Meter starken Mauer einer zweiten eisernen Gittertür gegenüber, die geöffnet, und sofort hinter den Besuchern wieder verschlossen wird. Die dritte Volltür führt direkt in den Raum wo das Gold aufgespeichert ist.

Der Kriegsschatz umfaßt die Summe von 120 Millionen Mark in gemünztem Gold, und zwar in Zehn- und Zwanzigmarkstücken, die

sämtlich das Bildnis Kaiser Wilhelm I. tragen, unter dessen Regierung sie geprägt wurden. Die Goldstücke sind in Beutel abgezählt und diese Beutel wiederum in Kisten gut verpackt. Jede der Kisten enthält einen Schatz von 100 000 Mark in zehn Beuteln, sodasß zur Aufbewahrung des gesamten

Kriegsschatzes 1200 Kisten nötig sind, die in Stapeln von je 30 Kisten übereinander geschichtet stehen. Das Untergeschoß birgt 15 solcher Stapel, also im ganzen 450 Behältnisse, während in dem durch eine hölzerne Wendeltreppe damit verbundenen Obergeschoß weitere 22 Stapel zu je 30 und 6 Stapel zu je 15 Kisten untergebracht sind. Jede der Kisten ist fest verschraubt und die in das Holz versenkten Schraubenköpfe werden wegen der Sicherheit noch mit einem Siegel versehen, außerdem werden noch schwere eiserne Bänder

um die Kisten gelegt. — Eine Riesenarbeit wäre es für die Prüfungskommission, wenn sie wollte den Inhalt jeder einzelnen Kiste nachzählen, deshalb beschränken sich die Revisionen auf eine Anzahl von Stichproben. Nachdem der Bestand an Kisten gezählt und einzelne derselben gezogen sind, werden einige Kisten geöffnet und die Zahl der Beutel darin festgestellt. Auch von den Beuteln werden einige geöffnet und der Inhalt an Goldstücken nachgezählt. Die Kisten werden in vorgeschriebener Weise wieder verschlossen und das



Der Julinsturm in Spandau.

Gewicht der Kiste antralle ist auf jeder welches ca. 78 bis den jeweiligen Beu unbedeutende Schme den Befund der g auigenommen.

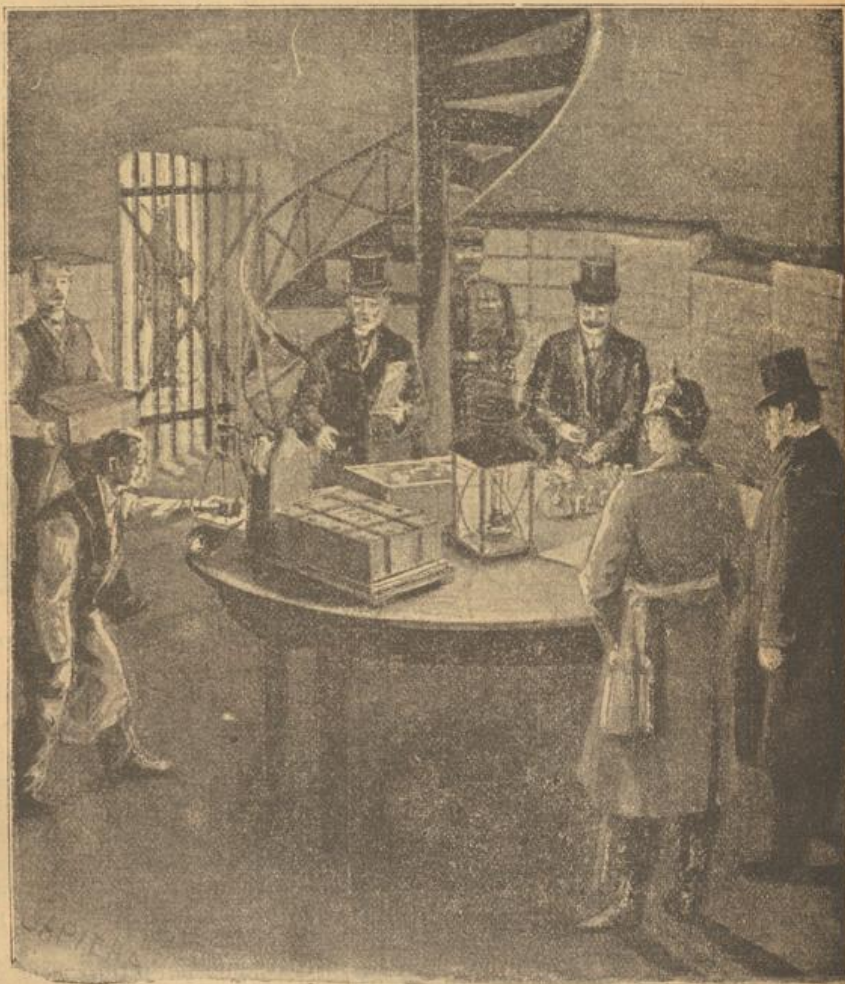
Ebenso erincht baulichen Zustand un Sicherheitvorkehrung Untermünzung vorz Kellerraum. Trag lichen Ermessen geg erkeint, ist eine Gewalt immerhin m fahr beipielst- weise der Blig in den Turm und hinterließ deut- liche Spuren seiner zerstören- den Wirkung, so daß unter dem Schutze von vier Militärposten die Aufrechterhaltung alsbald abge- führt werden mußte. Hierin laßt sich der Blig des bemaß- noch in unmittel- baren Nähe des Turmes befind- liche Lager der Spreng- Breaneten treif- sen können, und welcher Schaden demselbe ein- vermittelst festge- funden. Explosiv- stoffe gemacht haben mittelstige sich kaum berech- nen. Die Kisten für die Aufbewahrung des Turmes und den Gold des Reichsschatzes trägt der Reichsschatzamt. Es ist schon mehrfach die Zerstörung an-

Gewicht der Kiste aufs neue vermerkt. Zur Kontrolle ist auf jeder Kiste das Gewicht vermerkt, welches ca. 78 bis 80 kg beträgt und nur durch den jeweiligen Feuchtigkeitsgehalt der Luft ganz unbedeutende Schwankungen aufweisen darf. Ueber den Befund der geöffneten Kisten wird ein Protokoll aufgenommen.

Ebenso erstreckt sich auch die Prüfung auf den baulichen Zustand und die Innenräume nebst den Sicherheitsvorkehrungen des Turmes. Um einer Unterminierung vorzubeugen, besitzt der Turm keine Kellerräume. Trotzdem der Turm nach menschlichem Ermessen gegen Einbruch absolut gesichert erscheint, ist eine Gefährdung durch elementare Gewalt immerhin möglich. Vor einigen Jahren

suhrt beispielsweise der Blitz in den Turm und hinterließ deutliche Spuren seiner zerstörenden Wirkung, so daß unter dem Schutze von vier Militärposten die Ausbesserung alsbald ausgeführt werden mußte. Ebenso leicht hätte der Blitz das damals noch in unmittelbarer Nähe des Turmes befindliche Lager der Spreng-Granaten treffen können, und welchen Schaden damals eine eventuell stattgefundene Explosion gemacht haben würde läßt sich kaum berechnen. Die Kosten für Beleuchtung des Turmes und den Sold des Vizelfeldwebel trägt das Reichsschatzamt. Es ist schon wiederholt die Betrachtung auf-

getaucht, warum ein derartig hoher Betrag vom Reiche nicht verzinnt wird, da die 120 Millionen Mark in den verfloßenen Jahren doch beträchtlich angewachsen sein würden. Diese Frage kann wohl dahin beantwortet werden, daß sich Fürst Bismarck durch die Erfahrung leiten ließ, die er beim Ausbruch der Kriege machen mußte. Nach der Kriegserklärung im Jahre 1866 war es sehr schwer von einem Bankinstitut das zur Mobilisierung nötige Geld zu erhalten, nachdem verschiedene Firmen, die dem preussischen Kriegsglück nicht trauten, die Beteiligung ablehnten. Der preussische Kredit sank nach der Kriegserklärung von 1870 so stark, daß man die preussischen Banknoten sehr billig kaufen konnte, erst nach dem ersten glücklichen Gesichte



Zwei Geheimräte und ein Reichstagsabgeordneter nehmen die Revision vor, der Kommandant und der Vizelfeldwebel der Zitadelle sind anwesend.
Die Wendeltreppe führt in das Obergeschloß.

trat ein Umschwung ein. Fürst Bismarck sagte sich daher mit Recht, daß es besser sein würde, wenn der Staat, im Falle einer Mobilmachung, in den ersten Tagen seine Bedürfnisse mit barem Gelde bezahlen kann und so in seiner Bewegung von niemandem abhängig ist. Mit Rücksicht hierauf hat jedenfalls die Anlage des Kriegsschatzes ihre Berechtigung.

Die Geschichte der Stadt Spandau ist unzertrennlich mit dem Juliesturm und reicht in die graue Vergangenheit zurück. Aus der früheren Benennung „Spandowe“ schließt man, daß das

den Geschichtsquellen der alte Schloßturm unter dem Namen „Judenturm“ auf und zwar in einer Urkunde vom Markgraf Ludwig. Wohl in Anlehnung an die Sage von dem Kastell Julius Cäsar bildete sich später aus dem „Judenturm“ die heutige Bezeichnung „Juliesturm“.

Kurfürst Joachim II. begann im Jahre 1560 das Schloß „Spandow“ in eine Festung umzuwandeln. Der Bau währte 20 Jahre. Die erste Besatzung der Festung bestand aus drei Rotten Landsknechten zu je acht Mann, die im Kriegsfall eine dementsprechende Verstärkung erhalten haben

würde. Aus dieser Zeit stammt auch die Erzählung von einem seltsamen Luftgefecht, das zu Wasser und zu Lande zwischen der Spandauer und der Berliner Bürgerschaft ausgefochten wurde. Auf Befehl des Kurfürsten wurde nämlich der damalige Bürgermeister durch einige Trabanten sehr früh aus dem Bett geholt und auf die Festung gebracht.

Die Bürger waren ohne jede Bekanntmachung der Absicht gleichfalls dorthin beordert. Hier wurde ihnen bekannt gemacht sich zu einem Gefecht mit den Berliner Bürgern bereit zu machen. Alle bekamen gleiche Waffen, die in hölzernen Spießen bestanden. Das Haupt hatten sie mit einem Helm und der Leib mit einem Harnisch bedeckt. Das erste Gefecht fand auf der Havel statt.



Eingang zur Zitadelle mit der Wohnung des Kommandanten.

jetzige Spandau eine Siedelung wendischer Fischer an der Havel gewesen sein muß. Die Sage greift sogar noch weiter zurück und berichtet, daß Julius Cäsar auf seinem Zuge nach Germanien hierher gekommen sei und einen römischen Befestigungsturm hier angelegt hat, doch entbehrt die Annahme jeder geschichtlichen Begründung. Albrecht der Bär baute 1160 an der Stelle wo sich heute der Wall der Zitadelle erhebt ein Schloß, das lange Zeit den brandenburgischen Markgrafen als Residenz diente und später, als die Residenz nach Berlin verlegt wurde, sich die Witwen der Markgrafen auf das Schloß Spandau zurückziehen pfl egten. — Im Jahre 1536 tauchte zum ersten Mal in

Es wurde unter dem Schall der Trompeten und dem Donner der Kanonen eine Zeit lang ohne Erfolg gestritten, indem beide Parteien ihre Ehre behaupten wollten und schieden so mit gleichem Vorteile von einander. Nachdem die Schiffe gelandet, erhielten sie Befehl, auch zu Lande miteinander zu kämpfen. Es wurden zwei Schlachtordnungen formiert. — Die Berliner war gut postiert und glaubten den Sieg in ihren Händen, indem sie sich auf ihre starke Mannschafft verließ. Die Spandauer hatten eine einfache Schlachtordnung, und da sie an Zahl bedeutend geringer waren munterten sie sich gegenseitig auf, und gebrauchten eine Kriegslift, wandten sich unversehrt mit ihren Fahnen und fielen dem

Begner in den Rücken herging. Er behaupten und Es ausgeht bis der Spandauer neigte. gebrochen, als auf ein Ende gema...
Weniger harmlos interessantes Beispi sind die Erinnerunge als ein gefährliches 15. Jahrhundert led dem Julius Cäsar“ Dieud von Umge... vor lange Zeit dor die schone Geschie... mühte ebenfalls wie Jahre, bis zu ihrem Tode, unter Kurfürst Johann Georg in einem dantien Ver... ließ schwanden. Sie war die Gattin eine... nischen Artillerie... hauptmanns und trat nach dem Tode der Gemahlin Joachim II. zu dem Kurfürsten in die engsten Ber... zutragen, die dem Lande viel Guts brachten und große Erweiterung gegen sie trug sich auch die die berichtet, daß die des Kurfürst Johann Schloße erschienen Ungehe verfallene

Die be...
Einen in der W... des Württemberg... zändigen Schwaben... zu Bett gelang... gewöhnlichen schlag... Geschicklichen: „An... jede speziell auf... beste und erzieht... ich über die Würt... ist“ — Württemb... Seite nimmt sich

Segner in den Rücken, wobei es auf beiden Seiten scharf herging. Ein jeder suchte seinen Platz zu behaupten und Stöße und Schläge wurden viel ausgeteilt bis der Sieg sich auf die Seite der Spandauer neigte. Die Nacht war schon eingebrochen, als auf kurfürstlichen Befehl dem Streit ein Ende gemacht wurde.

Weniger harmlos als das Lustgefecht, das ein interessantes Beispiel damaliger Fürstenlaunen bietet, sind die Erinnerungen, die sich an den Juliussturm als ein gefürchtetes Burgverließ knüpfen. Im 15. Jahrhundert soll die Redensart „Einen mit dem Julius strafen“ sehr gebräuchlich gewesen sein. Dietrich von Quisow, der gefürchtete Raubritter, war lange Zeit darin gefangen; Anna Sydow, die „schöne Siederin“, mußte ebenfalls vier Jahre, bis zu ihrem Tode, unter Kurfürst Johann Georg in seinem dunklen Verließ schmachten. Sie war die Gattin eines märkischen Artilleriehauptmanns und trat nach dem Tode der Gemahlin Joachim II. zu dem Kurfürsten in die engsten Beziehungen, die dem Lande viel Geld kosteten und große Erbitterung gegen sie hervorrief. An Anna Sydow knüpft sich auch die Sage von der weißen Frau, die berichtet, daß die schöne Siederin nach Ableben des Kurfürst Johann Georg Nachts im Berliner Schlosse erschienen sei. Später war es der in Ungnade verfallene Minister von Danckelmann,

der Erzieher Friedrich I. von Preußen, der zwei Jahre dort in Untersuchungshaft gehalten wurde. Auch ein Diener Friedrich des Großen mußte 23 Jahre in einem der früheren unterirdischen finsternen Gewölbe zubringen, weil er den König, auf österreichische Anstiftung hin, vergiften wollte.

— Während des siebenjährigen Krieges suchte die königliche Familie hinter den Mauern der Zitadelle Schutz, die durch einen feindlichen Angriff noch niemals erobert wurde, denn die Uebergabe 1806



Der Festungswall, im Hintergrunde der Juliussturm

kann als Einnahme der Zitadelle nicht angesehen werden. In unseren Tagen hat der alte Bau mit seinen trostigen Wällen, die so malerisch

aus dem Grün der hohen Erlen hervordrücken, für den Kriegsfall keine militärische Bedeutung. Spandau ist keine Festung mehr, die Zitadelle selbst aber, an die sich so viel historische Erinnerungen knüpfen, die ihre Bastionen in dem breiten Festungsgraben

spiegelt, auf dem friedlich die weißen Havelchwäne im Sommer schwimmen und der trostige Juliussturm, Spandaus Wahrzeichen, werden dem Volke erhalten bleiben.

Die beste Milchkuh.

Einem in der Nähe von Straßburg wohnenden Milchmann jagte einst ein Spatzvogel einen tüchtigen Schrecken ein. Als er sich nämlich eben zu Bette gelegt hatte, wurde heftig an seinen Fensterladen geklopft, und der Schelm rief aus Leibeskraft: „Um's Himmelswillen, Michel, stehe schnell auf und laufe in den Stall, deine beste und ergiebigste Milchkuh ist am Ersticken; ich höre ihr Röcheln bis da außen auf der Straße!“ — Eilends springt der Milchmann aus dem Bette nimmt sich kaum Zeit in die Hosen zu

schlüpfen, und rennt wie naseblutig, mit der Laterne in der Hand, hinaus in den Stall. Da findet er aber zu seiner Freude Alles in Ordnung; die Kühe liegen ruhig auf der Streu, und Michel geht wieder, am Brunnen vorbei, in's Haus zurück. Da bemerkte er im Brunnenrohr eine große Rübe, die der Spatzvogel hineingesteckt hatte. Der Brunnen, meinte also der Spatzvogel, sei Michels beste Milchkuh.

Stimmt. A: Würde nie eine Witwe heiraten; die sehen sich immer nach dem ersten Gatten um. — B: Ach nein; ich finde immer, sie sehen sich nach dem zweiten um.

Gefährliche Botschaft.

Novellette von Carl Cassan.

Eine formelle Kriegserklärung seitens Englands fehlte noch, aber jeder wußte, daß der Krieg ausbrach. Eine dumpfe Schwüle lag über den beiden südafrikanischen Freistaaten. Ein jeder Bur fühlte, daß alle Hoffnungen auf den Frieden dahin waren, es galt dem Kampfe bis aufs Messer. Da England, das England, welches die Backen so voll nahm, noch nicht kriegsbereit war, suchte es durch Unterhandlungen Frist zu gewinnen, dem gegenüber schnitt nun Transvaal den Faden entschlossen durch und ging zur Aktion über. Die Buren wurden zur Fahne versammelt; den Krieg, auf englisches Gebiet zu übertragen, concentrierten sie sich und zogen dem Süden zu. England gab sich aber auch nicht vagen Hoffnungen hin, die resoluten Männer in Transvaal noch durch aussichtslose Manövers täuschen zu können, sie zogen auch ihre disponiblen Truppen zusammen und hielten die Augen offen. Aber Zoubert ist ein viel zu einsichtiger Taktiker, so eine Art Moltke on petit format.

Bis etwa ins Mittel zwischen Frankfort und Harrismith war ein Haufen von etwa 1000 Buren vorgerückt. Den Befehl führte Oberst Puregold.

Im Lager ging es bunt her. Man hatte den Platz erst gegen 5 Uhr erreicht; jetzt war es 6 Uhr, und man kochte ab.

Da sprengte ein Kurier ins Lager. Sein Pferd war schaumbedeckt. Er ritt unmittelbar bis vor des Obristen Zelt, wo ihm sein Tier gleich zum Abreiben und Füttern abgenommen ward, während er selbst dem Obristen eine Depesche des Generals brachte. Sie lautete kurz und bündig:

„Heute abend noch aufbrechen, möglichst die Grenze überschreiten: Ziel Ladysmith. Zuverlässigen Boten zu Obrist von Smiffen schicken, der Zeitersparnis wegen durch Newcastle, Vorsicht empfohlen, direkt bis Utrecht, wo der Obrist lagern wird. Denselben Befehl geben! General Cronje.“

Obrist Puregold, ein großer, starker Mann nickte: „Recht, den Stier bei den Hörnern fassen! Aber wen schicke ich? Bescheid muß er wissen, denn Obrist Buckley wird keinen Boten durchlassen!“

Hier fiel sein Blick auf seinen Adjutanten, Leutnant Piet Louwen.

Piet war ein hübscher schlanker und doch muskulöser Mensch mit blondem Haar und langem Bart und blauen Augen.

„Wie ist's, Leutnant, wissen Sie in Newcastle Bescheid? Haben Sie nicht dort Verwandte?“

„Zu Befehl, Herr Obrist; Kaufmann Harry Louwen ist mein Oheim! Ich bin oft in Newcastle gewesen.“

„Sind Sie von vielen Leuten gekannt?“

„Glaube kaum, Colonel! Dazu habe ich den Bart wachsen lassen!“

Obrist Puregold lächelte. Dann fragte er:

„Wollen Sie mein Bote sein?“

„Zu Befehl, Herr Obrist!“

„Können Sie gleich abreiten?“

„So lesen Sie und bringen Sie van Smiffen die Botschaft nach Utrecht!“

Damit überreichte er die Depesche.

„Schriftliches gebe ich nicht mit, weil es Sie in Gefahr bringen könnte, Buckley ist ein rabiater Kopf!“

„Zu Befehl!“

„So gehen Sie mit Gott!“

Der Leutnant verschwand, als rasch einige Hapfen und warf sich aufs Pferd. Er hatte nur zwei Revolver und seinen Kalasch.

Unterwegs, während das Pferd rasch angriff, dachte Piet an Newcastle, den guten Oheim und seine Cousine Ellen, die schöne Blondine mit den blauen Augen. Hatte sie ihm nicht das letzte Mal, es war jetzt 4 Monate her, unzweifelhafte Proben ihrer Gunst gegeben? Er dachte damals, um ihre Hand anzuhalten; seine Mutter war einverstanden, sein Gut war rentable; aber da trat der leidige Krieg dazwischen!

So drohend die Gefahr war, er dachte doch mit Entzücken auf das Wiedersehen der schönen Geliebten! Er rechnete nach: um 11 Uhr mußte er in Newcastle sein, um 4 Uhr des nächsten Morgens konnte er bei Utrecht ankommen, und Ellen mußte er sprechen.

In Newcastle hatte sich indessen ein neuer Bewerber um Ellens Hand eingefunden, es war der reiche Kaufmann Arthur Brithdale, ein Stockengländer, während Harry Louwen den Buren entstammte, denen auch alle seine Sympathien gehörten; Ellen selbst war eine eifrige Burenfreundin.

Arthur Brithdale hatte wohl erfahren, daß die schöne, geistreiche Ellen mit ihrem Cousin flirtete, aber was machte das? An eine Heirat war ja doch nicht zu denken, da er ein Bur war und das große England doch den kleinen Burenstaat

in die Töchter stellen die Werbung, die nicht wagen?

So ward er und tablen Wort! Dafür welches nahe bei unverlässlichen

Unser Piet Louwen Pferde festgeschmalt, je Schloppet wie an

ausnah, als er gegen tritt; die Wade liegt los passen, und er

Haus, als noch ein stieg ab und moir. Der Hügel

und fragte: „Werda?“ „Wit!“

„Wit!“ Lang es zum Unglück

ber noch war; er ja sein begünstigter Buren, reichlich sogar

Zweifel, hier war ja ein seiner Nachhine Zeit im Duelle, hörte doch

und die Liebenden sich Zweifel!

Ein konnte er gar

schief ihn, wurde gem

Gernat Wunden, ein

junger Mann hin, ein

wuschen und ihm be

bringen, falls man ihn

Der stand schon in

Einem Hand jagte

bei bisher Verläunte

sch. In einer hinter

schien, denn sagte

Am Hollisch

er kann Dich verraten

ja 12 Schritte, das gen

„Jemich, Papa!“

„Du magst ja!“

„Ja!“

„Es lockte mich

das Leben!“

„Ich will erst

Er schick hinaus

„Was ich dachte, da

Die Liebenden er

„Was man machen

Ellen kann auch:

in die Taschen stecken würde. Warum sollte er die Werburg, die Miß Ellen nur Vorteile bot, nicht wagen?

So warb er und — holte sich einen veritablen Korb! Dafür warf er dem Hause Louwen, welches nahe bei seinem Besitze lag, einen tiefen unverlöschlichen Haß zu.

Unser Piet Louwen hatte seinen Ballasch am Pferde festgeschnallt, so daß er mit Mantel und Schlapphut wie ein harmloser Geschäftsmann ausah, als er gegen 11 Uhr in Newcastle eintritt; die Wache ließ ihn deshalb auch anstandslos passieren, und er erreichte das Louwensche Haus, als noch ein Fenster erhellte war. Er stieg ab und warf kleine Steinchen dagegen.

Der Flügel öffnete sich, Ellen sah heraus und fragte:

„Werda?“

„Piet!“ klang es gedämpft. „Deffne!“

Zum Unglück hörte es Arthur Brithdale, der noch wach war; er sann nach; ha, das war ja sein begünstigter Rivale! Ha, er kam von den Buren, vielleicht sogar als Botschafter! Tod und Teufel, hier war ja eine Gelegenheit vorhanden, seiner Nachsicht Lust zu machen. Er lauschte im Dunkeln, hörte das Pferd in den Hof ziehen und die Liebenden sich herzen und küssen.

Teufel!

Eilig rannte er zum Obersten Buckley. Der schlief schon, wurde geweckt und sandte Leutnant Garnet Mulden, ein hübsches Kerlchen, mit zwanzig Mann hin, das Louwensche Haus zu umstellen und ihm den Kurier oder Spion zu bringen, falls man ihn packe.

Der stand schon vor seinem Oheim, erhielt Ellens Hand zugesagt und die Liebenden holten das bisher Versäumte im Herzen und Küssen nach. In einer Hinterstube mußte Piet sich erfrischen, dann sagte Harry Louwen:

„Den Ballasch mußt Du hier lassen, Piet, er könne Dich verraten die Revolver gestatten ja 12 Schüsse, das genügt!“

„Jawohl, Papa!“

„Du mußt fort! Wenn sich ein Verräter fände!“

„Es kostete mich die Freiheit, vielleicht gar das Leben!“

„Ich will erst sondieren!“

Er schlich hinaus und kehrte zurück:

„Was ich dachte, das Haus ringsum besetzt!“

Die Liebenden erschraßen.

„Was nun machen?“ fragte Piet.

Ellen sann nach:

„Ich weiß ein Mittel: Carlina wird man passieren lassen! Aber Du mein lieber Piet, mußt Deinen Bart opfern!“

„Teufel!“

Sie rief Caroline, die Magd:

„Gehe eilig zum Bader Gert Fluinders, er soll schnell kommen, Schropfköpfe setzen!“

Sie ging eiligst.

Gert Fluinders war ein enragerter Burenfreund.

„Wer kommandiert die Wache, Papa?“ fragte sie den Vater.

„Der schöne Mulden!“

„Piet, Du darfst nicht eifersüchtig werden; versprich es mir, denn es ist der einzige Weg zu einer Rettung!“

„Ich verspreche es! Aber was willst Du tun, Ellen?“ sagte er.

„Laß mich machen!“

Der Barbier kam; man ging auf Papas Schlafstube, die erleuchtet ward, die Vorhänge fielen.

Hier mußte während Fluinders, von Ellen instruiert war, der Barbier Piet glatt rasieren, dann mußte er gehen und Piets Pferd vor das Haus bringen, sich aufschwingen und abreiten wollen.

Sofort stand Mulden bei ihm:

„Wohin?“

„Ach,“ sagte der ganz wehleidig, „da hilft kein Schröpfen mehr, ich soll den Arzt holen!“

„Was gibt es denn?“

„Mr. Louwen ist schwer krank; Schlagfluß glaube ich!“

„Der gesunde Herr? Können passieren!“

Fluinders ritt vor die Stadt und hielt am verabredeten Plage, nachdem er dem Doktor Bescheid gebracht, einem speziellen Freunde Louwens Mr. Jan Gronhuirs.

Der Doktor kam unbeanstandet ins Haus, Fluinders hatte in schon gestempelt für seine Rolle.

Er ging bald wieder und verschrieb ein Rezept.

Als er zurückkehrte, fragte Mulden:

„Wie steht's!“

„Nicht sonderlich! Habe ein Rezept verschrieben, komme in 2 Stunden wieder!“

Mulden ließ ihn passieren.

Unterdeß hatte Piet Carolines Haube aufsetzen müssen und der Magd Mantel umgehängt, denn die Nacht war kalt; seinen Hut trug er unter dem Arme, in der Hand eine Laterne. Ähnlich kleidete sich Ellen an, nahm das Rezept in die Hand und sagte:

„Sprich kein Wort, Piet! Tue nur, was ich sage!“

Piet reichte dem angeblich Kranken die Hand und sagte Adieu. Dann gingen sie hinaus, die vermeintliche Caroline mit der Laterne voraus.

Natürlich war der schöne Mulden gleich bei der Hand:

„Halt! Keiner passieren!“

Piets Herz klopfte hörbar; das war der kritische Augenblick!

Jetzt leuchtete Mulden Ellen ins Gesicht:

„Ach, Verzeihung, Miß Ellen! Sie?“

Ellen nahm ihre ganze Kaltblütigkeit zusammen:

„Caroline, warte!“

Die angebliche Caroline stand still.

„Ja, Leutnant“, entgegnete sie, „mein armer Vater! Wir wollen zur Apotheke! Caroline fürchtet sich allein!“

„Es ist ja bedauerlich,“ lächelte Mulden, „ich lasse Sie auch gern passieren, Miß, aber haben Sie im Hause nicht Besuch?“

„Gehabt, gehabt, Leutnant Mulden, den Schröpfer und den Doktor!“

„Gut, passieren! Aber, Miß, wie ist es mit einem Lohn für meine Gefälligkeit?“

Ellen wollte schon gehen.

„Sie wollen einen — Ruß? Pfiu, Leutnant, in diesem Augenblicke, wo jede Sekunde für meinen Papa tödlich werden kann; beim nächsten Casino, verspreche ich Ihnen auf Ehre — zwei!“

Mulden verbeugte sich:

„Ich nehme Sie beim Wort, Miß Ellen! Passieren!“

„Vorwärts, Caroline,“ gebot Ellen, „schnell, daß wir die Mixtur bekommen!“

Sie gingen weiter die Straße hinab, bogen dann links ab und gingen bis zur Stelle, wo Fluinders stand. Er hielt das Pferd, neben ihm stand seine Tochter. Sie setzte Piets Kappe auf, legte Piets Mantel um und stellte nun Caroline vor. Piet stülpte seinen Hut auf, faßte nach seinen Revolvern, küßte Ellen und sagte:

„Mein süßes Herz, habe tausend Dank! Du bist Transvaals würdig und einer seiner besten Frauen! Nachricht erhältst Du bald! Lebe wohl!“

Er sprang aufs Pferd und brauste davon.

Ellen unterdrückte topfer ihre Thränen und drückte Fluinders zwei Goldstücke in die Hand, der aber sagte:

„Wie, Miß Louwen, Sie wollen mich für meine patriotische Tat bezahlen? Nein, nein! Hier ist Ihr Geld!“

„Dann nehmen Sie es, Käthe!“

Damit steckte sie es der angeblichen Caroline zu.

Fluinders ging heim.

Die beiden Frauen eilten nun zur Apotheke, klopfen den Provisor heraus, ließen sich die Medizin bereiten und gingen dann. Caroline trug die Laterne. Ellen das Medizinfläschchen.

Mulden kam heran:

„Na, da sind Sie ja, Miß! Nun wünsche ich gute Besserung von ganzem Herzen!“

Ellen entgegnete:

„Nun ich die Mixtur beizte, denke ich, dem Uebel ist schon abgeholfen!“

Mulden lachte:

„Gut, Miß Ellen, daß Sie so optimistisch denken! Aber ich erinnere Sie an Ihr Wort!“

„Jawohl, beim nächsten Casino!“

Dabei sagte Sie zu Käthe leise:

„Dann will er zwei Küsse haben, aber ich werde nicht dort sein! Käthe, mit einem Kusse können Sie alles durchsetzen!“

Käthe lächelte:

„Ja, wenn man so schön ist, wie Sie, Miß Ellen!“

Die Komödie wurde noch einige Stunden fortgesetzt, bis Obrist Buckley bei hellem Tageslicht Hausfuchung bei Louwens gehalten hatte.

Der Hausherr lag krank zu Bette, gefunden ward nichts.

Der mißlaunige Obrist brummte Arthur Brithdale grob an, als er sich nach dem Resultat erkundigen wollte.

Brithdale fluchte fürchterlich:

„Ich habe es doch gehört!“

Es nützte ihm nichts!

Zwei Tage später ward Alarm geblasen; die im Ort stehenden Truppen bekamen Elordre auf Ladysmith zurückzugehen, acht Stunden später sprengten schon Buren in die Stadt. Einer der ersten war Piet Louwen, der seine Ellen küßte und sagte:

„Alles ging vortrefflich!“

Zu seinem Schwiegervater aber sagte er:

„Ich wollte nur Mantel und Pallastuch holen, denn beides muß ich jetzt ernstlich gebrauchen!“

Die bisherigen Erfolge haben bewiesen, daß solche Persönlichkeiten wie Ellen und Piet keine Ausnahme sind bei den Buren, sondern die Regel: Wo solcher Mut und solche Treue zum Vaterlande stehen, da kann es nicht untergehen!



...Rühe!
...der angestrichen
...en nun gar hoch
...aus, liegen ich
...gen dann. Und
...Medizin fühlte
...Nun wird
...Herzen!"
...ige, denke ich,
...Sie so optimistisch
...an Ihr Wort
...astro!"
...leise:
...haben, aber ich
...mit einem Ruff
...ist, wie Sie, W
...einige Stunden
...bei hellem Tag
...gehalten hatte.
...zu Bette, grünte
...brumme Kr
...nach dem Rück
...lich:
...rt!"
...rd Alarm gebl
...pen bekamen E
...acht Stunden
...die Stadt. Von
...der seine Eile
...!
...opa aber sagte:
...tel und Pollich
...ernstlich getren
...ge haben bewies
...e Ellen und W
...aren, sondern die
...che Treue zum
...nicht untergehe!



BRUNNEN

Bittere Tage des Streiks.

(Zu unserem Vollbilde auf Seite 33)

Es war geschehen, — der allgemeine Ausstand, der Streik der Arbeiterschaft war ausgebrochen. Seit Wochen schon hatte es heimlich gegärt; wie es eigentlich so schnell zum äußersten gekommen war, wer die unter der Asche verborgen glimmenden Funken zur lohenden Flamme entfacht hatte, das wußte hinterher keiner so recht zu sagen. „Es hat nun einmal so in der Luft gelegen“, hieß es. Der Zündstoff, der nur des Funkens bedurfte, um aufzustrahlen, hatte sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche gehäuft, langsam hatte die Glut zu Schwelen angefangen, von Unzufriedenen tatkräftig geschürt. — Hans Arnold hatte immer zu den Besonnenen gehört, er war ein Mann, dem das Herz auf dem rechten Fleck saß, ein Mann, dem seine Arbeit Lust und Freude war. Jung in die Fabrik eingetreten, hatte er sich Fleiß und Geschicklichkeit angeeignet, hatte sich emporgearbeitet und einen hübschen Spargroschen zurückgelegt, bis er so weit war, seinen eigenen bescheidenen Herd zu gründen und das braune Hännchen, das ihm lange schon gut war, heimzuführen. Das waren damals Tage des reinsten Glücks gewesen, und Hans Arnold hätte auch mit dem Reichsten nicht tauschen mögen. Sein Lohn stieg von Jahr zu Jahr, und sein Weib wußte mit klugem Sinn hauszuhalten und mit nimmermüden Händen vom frühen Morgen bis zum Abend zu schaffen und auch in ihrem Teil die Ersparnisse zu mehren. Dazu hatte sie ein fröhliches Herz und verstand sich darauf, die Sorgenwolken von ihres Mannes Stirn, wenn ja sich einmal solche zeigten, fortzuschleichen. Im Glück und Zufriedenheit waren die Jahre den beiden dahingegangen, und ein fröhliches Kinderstimmlein zwitscherte mit dem Stieglitz in dem Bauer an der Wand um die Wette — bis der Winter kam und in seinem Geleit der grausame Würgeengel, die Diphtheritis-Epidemie. Da zog der Tod von Haus zu Haus, von Tür zu Tür, und auch bei Hans Arnold klopfte er an, und das zwitschernde Kinderstimmlein drinnen verstummte, und zwei lachende Kinderaugen schlossen sich zum ewigen Schlummer. Aus dem fröhlichen Hännchen von einst war eine trauernde Mutter geworden, die sich in ihrem bitteren Schmerz nicht trösten lassen wollte, und auch Hans Arnolds froher Mut war niedergebrosen. Und kaum, daß sie den kleinen weißen Sarg aus dem Hause getragen, war das zweite Unglück da, der Streik!

Wie hatte Hans Arnold, der wackere Arbeiter, der besonnene Mann, die Genossen gewarnt, wie eindringlich hatte er in den Arbeiterversammlungen, ja selbst noch an dem Tage, da daheim sein kleiner Hans im letzten Fieber lag, zur Mäßigung, zur Vermittlung geredet und darauf hingewiesen, wie der Augenblick zum Streik denkbar ungünstig gewählt sei, daß die Streikkasse in ein paar Tagen erschöpft sein würde — umsonst, ungehört waren seine Worte verklungen, die entfesselnde Macht der Unzufriedenheit war stärker als er. Man hatte den Streik proklamiert, ohne doch auf den Ausstand genügend gerüstet zu sein. Und wie es Hans Arnold vorausgesehen, so war es eingetroffen: nur allzubald waren die Unterstützungskassen erschöpft, und in den Familien der Arbeiter hielt zur Krankheit nun auch noch die Not ihren Einzug. Als guter Kamerad half Hans Arnold mit seinem eigenen sauer Ersparten so weit er konnte — aber auch das war ja nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Graue, düstere Tage kamen, und es war, als sei alles Glück und aller Sonnenschein mit dem zwitschernden Kinderstimmchen aus Hans Arnolds traulichem Heim entflohen. Stumm mit verweinten Augen ging Frau Hanne einher, auch für die Trostworte der Mutter, die sie zu sich genommen, war sie unzugänglich. Und er, der starke, arbeitsfrohe Hans Arnold fühlte jetzt die erzwungene Arbeitslosigkeit wie eine Zentnerlast, jetzt wußte er, was es heißt: arbeiten wollen — und nicht arbeiten dürfen. Wo früher Glück und Frohsinn, Eintracht und Zufriedenheit ihre Stätte gehabt, da ist als Gast nun mit der grauen Sorge Murren und Unzufriedenheit eingezogen, und über die Lippen, die einst nur gute und liebe Worte gesprochen, kommen jetzt Worte des bitteren Vorwurfs und der Anklage. Nur das alte Mütterlein ist der gute Geist, der zwischen den beiden einst so glücklichen Menschen vermittelt und beschwichtigend die Hand auf die Schulter des Sohnes legt und ihn mahnt, den Mut und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht zu verlieren! — Bittere Tage des Streiks! Es ist, als ob auch der Stieglitz in seinem Bauer an der Wand wüßte, was das bedeutet; auch er hat das Singen verlernt, seit das zwitschernde Kinderstimmchen verstummt ist. Ob es noch einmal wieder wie einst lustig singen wird, wenn das Glück an seiner alten Stätte wieder Einzug hält? —



Was, wahr ist
du bist dem W
Gajetan Willen
geben hat, mir
Vermittlung Sch
würde auf sein
und rat werden,
des Klammengem
Nach Barbara,
hob sich etwas
der Djenikel und
zu begünstigen.
„Ich hab' mi
entgegensteht
hob, hab ich die
„Kürzlich müßte
den sein“, tobt de
regte; „Der Gei
jetzt, nachdem sie
gehört, der Besü
grüßten und läch
im Leben — und
dieser ein armer Ge
wie wir“, wann
des Bittelbuden
genommen; von m
er die Kränzt gel
beult er alles, was
Frau's Wangen
unmüdeger Horn
Schwärmung des We
Sie richtete ihre tra
hoch schlante Gesi
aus und ihre lichte
nen Augen verhan
sich wie der hell
wan einbrochen
berungicht.
Die sie so vor
zum Verwecheln
Angeht, lebt im
lichen Rath und
und vom gleichen
männlichen, sein
schwierig und das
vollständig die
„Das ist nich
sie, die Hand an
Dahin vresind,
da ein Weidlich
dessen nicht rümp

Das Marterl von Tanitz.

Eine Tiroler Geschichte aus dem Jahre 1809. Von Franz Wichmann.

Was, wahr ist's also, was die Leut' reden, du bist dem Melchior gut und darum willst von Cajetan Wildreutter, der mich um deine Hand gebeten hat, nix wissen?"

Birminian Schenk schritt mit drohender Gebärde auf seine Tochter zu, die abwechselnd blaß und rot werdend, mit dem Rücken an der Bank des blumengeschmückten Fensters lehnte.

Auch Barbara, des Bildschnitzers Frau, erhob sich etwas schwerfällig von ihrem Sitz auf der Ofenbank und trat näher, um den Gatten zu begütigen.

„Ich hab' nicht zu lügen gelernt, Vater“, entgegnete Afra fest, „und weil du mich gefragt hast, hab ich dir alles sagen müssen.“

„Närrisch mußt worden sein“, tobte der Erregte; „der Cajetan ist jetzt, nachdem sein Vater gestorben, der Besitzer vom größten und schönsten Hof in Vözen — und der Melchior ein armer Gesell, der nix wär“, wenn ich mich des Bettelbuben nicht angenommen; von mir hat er die Kunst gelernt, mir dankt er alles, was er ist.“

Afra's Wangen rötete unmutiger Zorn bei der Schmähung des Geliebten. Sie richtete ihre kraftvolle, doch schlanke Gestalt hoch auf und ihre lichten braunen Augen verdunkelten sich wie der helle Himmel, wenn ein drohendes Wetter heranzieht.

Wie sie so vor dem Erzeuger stand, glich sie zum Verwechseln dem Vater, dessen bartloses Gesicht selbst im Zorn einen weichen, fast weiblichen Ausdruck behielt. Von derselben Größe und vom gleichen Wuchs, zeigte ihr Antlitz die männlichen, fein umrissenen Züge wie der Bildschnitzer und das kurze, leicht gelockte Haar vervollständigte die Aehnlichkeit.

„Das ist nicht schön von dir, Vater“, sagte sie, die Hand auf den heftig wogenden, jungen Busen pressend. „Gott wird dir vergelten, was du am Melchior getan hast, aber du sollst dich dessen nicht rühmen. Er ist nicht schuld, daß er

seine Eltern früh verloren und die Gemeinde ihn zu dir in die Lehr' gegeben hat. Armut ist keine Schand!“

„Aber Undank ist eine Schlechtigkeit!“ — schrie der Bildschnitzer und schlug mit der geballten Faust dröhnend auf den Tisch. „Ist das der Lohn für meine Güte, daß er sich heimlich und tückischer Weise in das Herz meines Kindes geschlichen!“

„Das hat er nicht getan, Vater. Er hätte sich niemals getraut, mir seine Liebe zu gestehen. Aber das Bildnis der heiligen Notburga, an dem er seit einem Jahre arbeitet und dem er meine Züge geliehen hat, hat mir die Augen geöffnet und da ich sah, daß er mir gut war, hab' ich ihn selbst zu dem Ge-

ständnis ermutigt.“

„Eine schlechte Dirn' bist, wenn du das getan“, brauste der Vater von neuem auf. „Hast doch gewußt, daß ich dem Cajetan deine Hand versprochen.“

„Wider meinen Willen und ohne mich zu fragen. Wär' er selbst als Werber zu mir gekommen, so hätt' ich ihm die rechte Antwort gegeben.“

„Wie kannst nur so reden“, jammerte die Mutter, „die Eltern müssen am besten wissen, was zum Heil ihrer Kinder dient. Mich haben die Meinen auch nicht gefragt, als der Birminian mich

zum Weibe begehrt hat. Den heiratest, hat's geheißen, und wie er mein Mann geworden ist, ist die Lieb' von selber gekommen.“

„Weil Du keinen andern im Herzen gehabt hast“ fiel Afra ein.

Doch Frau Barbara wollte den Einwand nicht gelten lassen. „Die ist's nur möglich“, rief sie, „den besten Freier in der ganzen Gegend abzuweisen und sich an einen armen Gesellen zu hängen!“

„Weil der Melchior ein guter Mensch ist, und man vom Cajetan nix weiß, als daß er ein reicher Mann ist.“



St. Notburga

„Das aber ist die Hauptsach“, schrieb der Bildschnitzer, „und darum wird er dein Mann. Ich will keinen Bettler zum Schwiegersohn.“

„Der Melchior ist arbeitsam und fleißig, brav und nüchtern, er kann es noch weit bringen mit seiner Kunst“, widersprach das Mädchen.

„Kannst eine alte Jungfer werden“, unterbrach sie der Vater, „wenn du darauf warten willst. Aber mit zwanzig Jahren ist's Zeit zum Heiraten und der Cajetan braucht eine Frau auf seinen Hof.“

„So soll er sich eine andere nehmen, es gibt Dirnen genug, die froh darum sein werden, ich aber bleib' ledig, wenn nicht der Melchior Goldast mein Mann wird.“

„Das werden wir schon sehen“, tobte der Bildschnitzer, „noch heut' mach ich der Sache ein End! Der Melchior ist die längste Zeit unter meinem Dache gewesen!“

Ein jäher Schrecken entfärbte die blühenden Wangen Afra's, Tränen drängten sich in ihre Augen. „Vater, du wirst ihn doch nicht fort-schicken, nein, das wirst du nicht tun; wenn er geht, nimmt er mein Herz mit sich.“



Er packte die Widerstrebende am Arm und schob sie in das nebenliegende Gemach.

„Wenn er was leisten kann, mag er draußen in der Welt sein Glück versuchen“, höhnte der Bildschnitzer. „Hier ist seines Bleibens nicht länger. Und wenn er fern ist, wirst ihn bald vergessen und dich eines Besseren besinnen.“

„Niemals“, beharrte Afra, „und wenn es mein Tod wär“.

Auf der faltigen Stirne des Vaters schwellen die Adern des Zorns.

„Ich will nix mehr hören, verstanden, mein Entschluß ist gefaßt, fort mit dir in die Kammer!“

Er packte die Widerstrebende am Arm und schob sie in das nebenliegende Gemach, dessen Tür er mit dem Schlüssel versperrete, dann rief er mit vor Erregung bebender Stimme über den Gang in die gegenüberliegende Werkstatt: „He, Melchior, komm einmal heraus, ich hab' ein Wörtel mit dir zu reden!“

Der Berufene, ein hochgewachsener, kräftig gebauter junger Mensch mit etwas blassem, schwärmerischem Gesichte, schwarzem Haar und dunklen Augen erschien zögernd auf der Schwelle.

„Was wollt ihr, Meister?“

„Nix mehr will ich von dir“, schrieb der Bildschnitzer, während er hastig in dem geöffneten Schrank wühlte, „nix mehr, seit mir die Afra gestanden, wie schändlich du mich betrogen.“ Seine fiebernden Hände suchten weiter, der metallene Klang von Geldstücken ließ sich vernehmen.

Melchior's blasses Gesicht wurde noch bleicher, er sah sein Geheimnis verraten und den Augenblick gekommen, vor dem ihm stets gebangt. „Die Afra“, stammelte er, „es ist wahr, wir haben uns lieb, schon lange, aber betrügen hab' ich euch nicht wollen.“

„Still, ich will nichts hören, ich weiß genug!“ rief der Bildschnitzer und schloß den Schrank.

„Ihr müßt mich hören, Meister“, sagte Melchior plötzlich in flehendem Tone, und suchte die Hände des Zürnenden zu ergreifen. „Bei allen Heiligen, ich hab' es ehrlich gemeint mit eurer Kinde, nur die Furcht ihr möchtet mich abweisen, hielt mich bisher von einem Geständnis zurück. Aber da die Afra gesprochen, so

...ollt ihr's auch von
Gutes getan, ich
treuer Liebe vergeltet
„Eine schöne
minian, „ich nem
Eine jähre
„Ihr seid Afra's
solltet ihr mir das
euer Kind lieben
schaffen für sie, noch
Koch; noch bin
nicht bleiben, der
mich zu schämen,
aber ohne sie kann
ist die Seele mein
Afra zum Weibe.“
Der Eintritt d
Afra's Fliegende
Blut seiner ledig
Die Weiden, die
sind, blieben von
betreffen sehen un
untersuchen. Aber
„Recht do, es ist
diesem da zu verhan
liche Annahme.
dener Lehren“, w
„zu verteilte Lüge
goliuben. Deine Z
un, aber wenn du e
willt, will ich dich
kein Geld es ist
nicht daran anstamm
ich wünsch die Glü
Büchel spüren.“
Der rohe Spott
liches Blut in schä
wollen Augen sch
Antwort?“ kam es
„Ich hab' t
schon, was euer
Melchior ließ
Guldenhänden, die
wilder Geberde zum
mit dem ihr das P
wollt, ich will es m
Ein erschütet
Ruhzimmer tönte,
Tränen der We
Augen, plötzlich für
Werkstatt und die
sprangte Polsterge
Armen tragend, tra
besorgten Vater.

sollt ihr's auch von mir wissen. Ihr habt mir Gutes getan, ich will's eurer Tochter mit ewiger, treuer Liebe vergelten."

„Eine schöne Vergeltung das“, höhnte Birminian, „ich nenn' es Undank!“

Eine jähe Röte schoß in Melchior's Wangen. „Ihr seid Afra's Vater“, bezwang er sich, „sonst solltet ihr mir das nicht sagen. Niemand kann euer Kind lieben wie ich, ich will arbeiten und schaffen für sie, vom frühen Morgen bis in die Nacht; noch bin ich arm, aber ich werd' es nicht bleiben, der Reichtum ihres Besitzes wird mich zu schönen, herrlichen Werken begeistern, aber ohne sie kann ich nicht leben, Meister, sie ist die Seele meiner Kunst, darum gebt mir Afra zum Weibe.“

Der Eintritt des Knechtes und Baltasars, Afra's Pflegebruder, unterbrach die flammende Blut seiner leidenschaftlichen Worte.

Die Beiden, die sich zur Mittagszeit einfanden, blieben von dem Anblick des Erzürnten betroffen stehen und wollten an der Schwelle umkehren. Aber der Bildschnitzer rief sie zurück. „Bleibt da, es ist kein Geheimnis, was ich mit diesem da zu verhandeln habe, nur eine geschäftliche Abmachung. Du bist nach Beendigung deiner Lehrzeit“, wandte er sich an Melchior, „auf vierteljährliche Kündigung bei mir in Arbeit geblieben. Deine Zeit ist erst in sechs Wochen um, aber wenn du ein Weib suchst und heiraten willst, will ich dich nicht hindern; da, nimm dein Geld es ist der volle Lohn, es soll mir nicht darauf ankommen, wirst es brauchen können. Ich wünsch' dir Glück, darfst auf der Stelle dein Bündel schnüren.“

Der rohe Spott ließ Melchior's leidenschaftliches Blut in schäumender Wut auskochen, seine dunklen Augen schossen Blitze. „Das ist eure Antwort?“ kam es mühsam über seine Lippen.

„Ich hab' keine andere für euch. Da, nehmt, was euer ist.“

Melchior stieß die Hand mit den blanken Guldenstücken, die sich ihm entgegenstreckte, mit wilder Geberde zurück. „Behalt' das Geld, mit dem ihr das Herz eures Kindes verkaufen wollt, ich will es nicht!“

Ein ersticktes Schluchzen, das aus dem Nebenzimmer tönte, verriet ihm Afras Nähe.

Tränen der Verzweiflung traten in seine Augen, plötzlich stürzte er davon, sprang in die Werkstatt und die fast vollendete kunstvoll geschnitzte Holzfigur der heiligen Notburga in den Armen tragend, trat er noch einmal vor den herzlosen Vater.

„Seht das hier“, sprach er mit vor Schmerz bebender Stimme, „es ist das Werk langer Mühestunden, daran ich seit Monden, oft die Nächte durchwachend, geschafft. Es war für die heilige Mutter Gottes in Lohen bestimmt, ihrer Kirche wollte ich dieses erste Gebilde weihen. Es trägt Afra's Gestalt und Antlitz, so wie ich sie vor mir sah, ihre Liebe leitete meine Hand.“

„So hast du gesündigt“, unterbrach ihn Birminian, „deine irdische Leidenschaft in die Darstellung der Heiligen getragen, ein Gözenbild hast du geschaffen!“

„Ihr habt es dazu gemacht, habt es entweiht, und nun, da ich es nicht mehr vollenden kann, soll es sterben wie mein armes Herz!“

Seine Stimme nahm plötzlich einen drohenden Klang an, die buschigen Brauen seiner dunklen Augen zogen sich finstern zusammen; ehe es der Bildschnitzer hindern konnte, hatte er die Holzfigur mit erhobenen Armen wütig zu seinen Füßen geschleudert, daß sie krachend in zahllose Splinter zersprang.

„So möge Euch Gottes Zorn zerschmettern, der ihr frevelhaft das Glück zweier Menschen zerstört! Hütet euch, Meister, vor der Stunde, da ihr euer Tun bereuen werdet, sie kann euch näher sein, als ihr denkt!“

Der Bildschnitzer war einen Augenblick erblaßt, dann faßte er sich und außer sich vor Wut schrie er: „Gleuder, du willst mir drohen, aus meinem Hause oder ich vergesse mich!“

Melchior wich vor dem Wütenden langsam gegen die Tür zurück. „Hütet euch“, sagte er noch einmal, „ihr seit gewarnt vor dem Schicksal, das mich rächen wird. Ich gehe, ohne Abschied von Afra, aber mag ich sie hier oder dort wieder sehen, ich weiß, daß sie mir treu blieb.“

Birminian wollte die geballte Faust in wütendem Hiebe niederfallen lassen, aber sein Schlag traf die leere Luft. Melchior hatte die Tür hinter sich in's Schloß geworfen und war aus dem Hause gestürzt. Baltasar, der ihm durch das geöffnete Fenster nachblickte, sah, wie er den Berg hinan dem hoch über dem Walde aufragenden St. Peter zueilte.

Bleich und bebend vor Wut wandte der Bauer sich um.

„Habt ihr's gehört, wie er mir drohte, der schlechte Mensch?“

„Du hast ihn gereizt, Vater“, meinte Baltasar, der Melchior gern hatte, und um Afra's stille Liebe wußte. Der Knecht aber meinte: „Nehmt euch in Acht vor ihm, Herr, er hat von Rache gesprochen und bei seiner Leidenschaft ist ihm das Aergste zuzutrauen.“

„Bah, ich fürchte ihn nicht“, rief Birminian, „noch heute geh' ich nach Loyaen und sag' dem Cajetan, daß ich den Elenden aus dem Hause geworfen habe. Ich wollte es nicht glauben, als er argwöhnte, der Melchior verführe das Herz meines Kindes. Jetzt braucht er nichts mehr zu fürchten und seiner Heirat mit Afra steht nichts mehr im Wege.“

Er sperrte die verschlossene Tür des Nebenzimmers wieder auf und rief das Mädchen.

Aber nur ihr krampfhaftes Weinen antwortete ihm. Afra war in die Knie gesunken und barg schluchzend das Haupt in die Kissen, auch das Zureden der Mutter konnte sie nicht bewegen, ihren Platz zu verlassen.



„Ihr kommt allein, ihr habt — —“

„So flenn' weiter, undankbare, eigensinnige Dirne“, schrie der Bildschnitzer, „ich geh' zum Cajetan und sag' ihm, daß er den Hochzeitlader ausfinden soll.“

Da erhob Afra das bleiche, tränenüberströmte Antlitz und sprach mit leiser Stimme:

„So sag' ihm auch, daß ich ihn hasse und daß nur Melchior mein Herz und meine Liebe gehören.“

„Das kannst Du ihm sagen, wenn Du sein Weib geworden“, höhnte der Vater und verließ das Haus.

Vergeblich suchte Balthasar voll innigen Mitleids die unglückliche Schwester zu trösten.

Sie wollte Niemanden sehen und verschloß sich in ihre Kammer. — — —

Als der Abend niedersank und Birminian noch immer nicht heimkehrte, ward Barbara von einer tödtlichen Angst ergriffen. Der dicke, grauschwarze Nebel, der seit einigen Stunden Berg und Thal völlig einhüllte, steigerte noch ihre Sorge.

Wenn ihr Gatte in der Finsternis auf den steilen Pfaden, die vom St. Ulrich nach Loyaen emporführten, vom Wege abkam und in einen Abgrund stürzte! Wie leicht konnte ein Unglück geschehen.

„Oder ein Verbrechen“, meinte der Knecht, „Melchior hat mir heute nicht gefallen.“

„Mach Dich auf, geh' ihm entgegen, suche ihn“, schnitt die Frau erschreckt seine Rede ab, da sie die qualende Furcht nicht länger ertrug. Von Balthasar begleitet, verließ der Knecht das Haus.

Nachdem Frau Barbara eine Weile allein gefessen und angstvoll auf jeden Schlag der Uhr gelauscht, öffnete sie die Tür der Kammer und Afra schritt heraus. Ihre geröteten Augen waren getrocknet, starre Blässe bedeckte ihr liebliches Gesicht. „Mutter“, sagte sie, „ist der Vater wirklich gegangen?“

Die Gefragte nickte stumm; die bange Sorge ersticke die Vorwürfe, die sie der Tochter machen wollte, auf ihren Lippen.

„Mutter“, begann Afra wieder, „mir ahnt Schreckliches. Wenn der Himmel Melchior gehört und ihn rächte!“ Ihr Blick fiel schreckensvoll auf die Splitter der heiligen Figur, die noch auf dem Boden des Zimmers zerstreut lagen. „Ein Frevler ist geschehen, den Gott strafen wird, aber der ihn verschuldet hat, ist mein Vater.“

Sie trat an das Fenster und starrte in die schwere Finsternis, die vor dem abseits vom St. Ulrich am Berghang gelegenen Häuschen brütete. Auf dem schmalen Wege, der durch die Wiesen führte, ertönten Schritte.

Sie kommen, Go
lebt“ rief Frau Barb
auffringend, öffnete
der Knecht stanken m
ist, aus ihren Augen
entzündete Frau fuh
Angst zurück.
„Ihr kommt allein
„Wir haben ihn ge
dampf.
„Preden im Wald
Knecht hiezu.
„Unter einer Lan
Wiederhand!
„Lob!“ gelte Af
brauch sie zulammen.
„Himmel, erdarm
Frau Barbara und h
Schlügen von rach
minier, verurthe.“
„Nicht besucht“,
ganz Baurhöflich fand
„Es kann nur ein
sein“, meinte der Kn
„Melchior! — —
ihre Sinne schwanber
Sohn am folgenden
Schick wegen Schmer
zu Knieen verhaftet.
Von den Bergen
jeder Nacht dort ein
paar ein Lager erhalte
sein verführtes Weib
war Allen ungesellen.
Kammer verlassen m
Führer vor der Tür,
führten ihn nach Boy
„Wenige Wochen f
Verdammung hatt.
Wen, ihren Mutter
trauten, der Knecht u
Jungen geloben.
Melchior, der fin
kapt auf der Kallage
war schon eine Mutter
„Ich habe es ni
einigen Worte, und
ich zu verzeihen.
Überzeugung getrieb
fruchteten sich seine
des Danks freiste
beijene Verdammung, wa

„Sie kommen, Gott sei Dank, er ist es, er lebt!“ rief Frau Barbara erleichtert, und freudig aufspringend, öffnete sie die Thür. Balthasar und der Knecht standen mit verstörten Mienen vor ihr, aus ihren Augen blickte das Entsetzen. Die enttäuschte Frau fuhr mit einem Aufschrei der Angst zurück.

„Ihr kommt allein, Ihr habt — —“

„Wir haben ihn gefunden“, sagte Balthasar dumpf.

„Droben im Walde, bei Tanirz“, setzte der Knecht hinzu.

„Unter einer Tanne liegt er erschlagen von Mörderhand!“

„Tod!“ gellte Afra's Schrei und bewußtlos brach sie zusammen.

„Himmel, erbarme Dich unser!“ jammerte Frau Barbara und hielt sich wankend am Sessel.

„Erschlagen von ruchlosen Mördern, mein Pirminian, beraubt.“

„Nicht beraubt“, fiel Balthasar ein, „seine ganze Baarschaft fand sich bei ihm, hier ist sie —“

„Es kann nur eine Tat der Rache gewesen sein“, meinte der Knecht.

„Melchior! — —“ stöhnte die Mutter und ihre Sinne schwanden. — — —

Schon am folgenden Morgen ward Melchior Goldast wegen schweren Verdachts des Mordes zu Klausen verhaftet.

Von den Bergen herabkommend, war er in später Nacht dort eingelehrt und hatte im Wirtshaus ein Lager erhalten. Sein blaßes Aussehen, sein verstörtes Wesen und düsteres Schweigen war Allen aufgefallen. Als er am Morgen seine Kammer verlassen wollte, standen bereits die Häfcher vor der Thür, schlossen ihn in Eisen und führten ihn nach Bozen in's Gericht.

Wenige Wochen später fand bereits die Verhandlung statt.

Afra, ihre Mutter, Balthasar, Cajetan Wildreutter, der Knecht und viele andere wurden als Zeugen geladen.

Melchior, der finster brütend und in sich gekehrt auf der Anklagebank saß, gab den Richtern nur selten eine Antwort.

„Ich habe es nicht getan“, waren fast seine einzigen Worte, und er schien es zu verschmähen, sich zu verteidigen. Nur als Afra, von ihrer Ueberzeugung getrieben, seine Unschuld beteuerte, feuchteten sich seine Augen und ein warmer Blick des Dankes streifte das Mädchen. Die ausgestoßene Drohung, welche Balthasar und der Knecht

bezeugen, gab er zu, aber er wußte selbst nicht mehr, was er gesagt und was er dabei gedacht; Schmerz und Verzweiflung hatten ihm die unbesonnenen Worte entrisfen. Seiner Behauptung nach war er anfangs ratlos und unglücklich umhergeirrt; dann, wie er zugab, über Tanirz und Lohen gegangen, hatte bei Albiuns im Nebel den Weg verloren und erst in später Nacht und tiefer Finsternis sich nach Klausen hinabgefunden.

Die Richter vermochten diesen unwahrscheinlichen Aussagen nur wenig Glauben zu schenken. Daß man keine Waffe bei dem Angellagten gefunden, mit der er das Verbrechen begangen, wollte wenig bedeuten, denn allem Anschein nach war der Ermordete mit einem schweren Felsstück das man mit Blut bespritzt in der Nähe gefunden, erschlagen. Ein wuchtiger Dieb hatte ihm den Schädel zertrümmert.

Da der Bildschnitzer keinen Feind in der Gegend besessen und nicht beraubt worden war, konnte der Verdacht nur auf Melchior haften bleiben und die Aussage Cajetan's war geeignet, ihn noch mehr zu verstärken. Nach dessen Erzählung war Pirminian bei ihm gewesen, hatte ihm die Neigung seiner Tochter zu Melchior nicht verhehlt, ja sogar ihre letzten Worte und die Drohungen des fortgejagten Gefellen berichtet und erst mit einbrechender Dunkelheit den Heimweg angetreten. Nach dem Zeugnis der Wirtin zum Schlüssel in Tanirz war er bei dieser noch einmal eingelehrt und hatte sich fast eine halbe Stunde verweilt, um gleich darauf kaum eine Viertelstunde außerhalb des einsamen Dorfes seinen Tod zu finden.

Da Melchior's Verhältnis zu Afra erwiesen war, so erschienen die Beteuerungen der letzteren belanglos und die Aeußerung Cajetan's und des Knechtes, die beide dem Angellagten die Tat zutrauten, waren für den Richter ausschlaggebend.

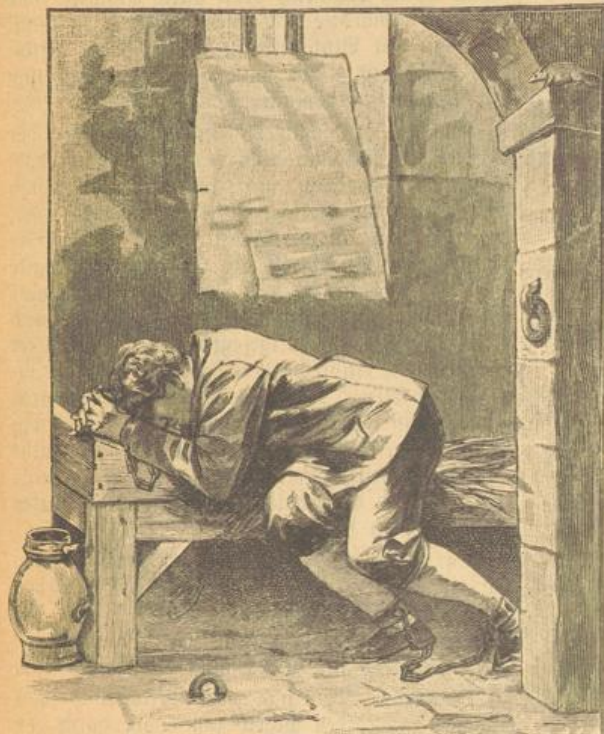
Nach kurzer Beratung ward Melchior Goldast begangenen Mordes wegen zum Tode durch den Strang verurteilt.

Nach der Verkündigung des Urteils mußte Afra ohnmächtig aus der Verhandlung getragen werden.

Allein der Tod, der dem Verurteilten jetzt wie eine Erlösung erschien, sollte seine Hand nicht nach dem ihm verfallenen Opfer erstrecken. Da die Tat nicht mit Sicherheit erwiesen, durch keine Zeugen bestätigt war, und von dem Mörder beharrlich geleugnet wurde, ließ der Kaiser Gnade vor Recht ergehen und begnadigte Melchior zu lebenslänglichem Kerker.

Länger als ein Jahr schon schmachtete der Unglückliche hoffnungslos, doch in sein Schicksal ergeben, im Gefängnis zu Innsbruck. Nur wie das dumpfe Donnern einer fernen Brandung brach sich die Kunde von den großen Ereignissen die das Land erschütterten, an den Mauern der Strafanstalt.

Die Tiroler, von den Versprechungen des geliebten Kaisers begeistert und von ihren heldenhaften Führern entflammt, hatten das blutige Joch des Corsen von ihren Bergen geschüttelt und in heißen Kämpfen die Freiheit errungen. Dann, als der Friedensschluß Oesterreichs ihnen diese



Länger als ein Jahr schon schmachtete der Unglückliche im Gefängnis.

wieder raubte, wollte das erregte und erbitterte Landvolk nicht daran glauben, hielt sich für betrogen und im Vertrauen auf sein Fürstenhaus, erhob es sich von Neuem zu einer letzten, verzweifelten Gegenwehr gegen die von allen Seiten in das Land bringenden Heere der Franzosen. Die ersten Siege bei Meran und im Passaier rissen die Bauern im wilden Jubel fort und bald befand sich das ganze Land in hellem Aufstand, bis der Abmarsch des Generals Peyri, der mit seinen Truppen von Trient durch die welschen

Gebirge hinaufzog, auf den Höhen des Eisadtales und in Gröden Angst und Schrecken verbreitete.

* * *

Frau Barbara hatte das schreckliche Ende ihres Gatten nicht lange überlebt; seit einem Vierteljahre ruht sie auf dem kleinen Friedhof von St. Ulrich. Afra war als einzigem Kinde der Hof zugefallen, den sie nun mit ihrem Pflegerbruder und dem Knecht so gut es ging, bewirtschaftete.

Still und ernst, nur das Nötigste redend, ging sie ihren Geschäften nach. Als Melchior verurteilt und in den Kerker gewandert war, hatte Cajetan seine Werbung dringender wiederholt und die Unterstützung von Afra's Mutter, die an die Schuld des Verurteilten glaubte, genossen. Aber das Mädchen hatte ihm kaum eine Antwort gewürdigt. Sie war die einzige, die felsensfest von der Unschuld des Geliebten überzeugt blieb, obwohl alle Umstände so sehr gegen ihn sprachen, daß selbst Balthasar zweifelhaft geworden war. Da auch sie auf Niemanden einen Verdacht zu werfen wußte, so konnte nur ein fremder, der wieder aus der Gegend verschwunden war, die Tat begangen haben.

Bald nach der furchtbaren Katastrophe ward es übrigens in der Gegend bekannt, daß die Verhältnisse Cajetan's weniger glänzend standen, als man geglaubt; sein Vater hatte in Wahrheit den Hof verschuldet hinterlassen, den man für den reichsten der ganzen Gegend gehalten und da der Sohn, wie man sagte, aus Aerger über die Abweisung durch Afra, sich allmählich mehr und mehr dem Trunke ergab, so hatte die Mutter schließlich das Mädchen nicht mehr gedrängt, den Willen des Ermordeten zu erfüllen und es seinem stillen, traurigen Walten überlassen.

Jetzt, als Frau Barbara heimgegangen war, begann Cajetan seine Werbung zu wiederholen, und so oft er auch abgewiesen wurde, ließ er nicht nach, das Mädchen zu verfolgen und zu bedrängen. „Afra“, sagte Balthasar am Abend eines düsteren, stürmischen Novembertages, „Du solltest Dir's halt doch überlegen, ob es nicht besser wär', dem Cajetan Deine Hand zu reichen. Es kann ihm Niemand etwas Schlechtes nachsagen, warum willst Du ihn hassen?“

In des Mädchens
versteht auf.
„Er glaubt an
gegen ihn gegange, das
„Lied Du glaubst
schuld an den Tag
bruder unglücklich
„So wahr ein
ist“, erwiderte sie
ich zu dem Spruch
hab'schen lassen.“
Balthasar nicht.
Pant, was Dein ist, be
„Ich will es, bis
des Mädchen ist, und
kann ich ihm nicht
des Grab hinaus.“
Balthasar schüttelte
Glaube Afra's ersch
„Dennoch wird es be
binnen kühneren Zeit
bleibt.“
„Ich fürchte mich
je Ihr da, Du und d
„Wir können nicht
Nach jetzt müssen wir
„So wollt Ihr so
des Mädchen ein mer
„In die Berg
Eren. Der Landsturm
man glaubt, daß die
weg hinauszichen, wech
sollen, wenn des Vater
seiner Feinden von de
Verfügen Verfügung der
„Ihr wollt mich
Afra.
„Nur für diese
beiden Wocher stehen
kommen wir wieder
nicht zu befürchten
be nicht sicher, denn
als der Knichters im
kommen, ist es um
Freuen und Tüchler
Er wurde durch de
mitbringen, der, die
Jerusalem, um Bald
Waldstern abzukölen

„Ehen war eine
gang verlassen.
Das allein geliebt
er dem Bilde der

In des Mädchens Augen glühte es heiß und dunkel auf.

„Er glaubt an Melchior's Schuld, er hat gegen ihn gezeugt, das ist Grund genug.“

„Und Du glaubst noch immer, daß seine Unschuld an den Tag kommt, fragte der Pflegerbruder ungläubig.“

„So wahr ein gerechter Gott im Himmel ist“, erwiderte sie feierlich. „Du weißt ja, was ich zu dem Spruch auf des Vaters Marterl hab schreiben lassen.“

Balthasar nickte. „Und ihm willst Du dieses Haus, was Dein ist, bewahren und offen halten?“

„Ich will es, bis er wiederkehrt“, entgegnete das Mädchen fest, und wenn er nimmer kommt, kann ich ihm meine Treu' bewahren bis über das Grab hinaus.“

Balthasar schüttelte den Kopf; der starre Glaube Afra's erschien ihm wie Wahnsinn. „Dennoch wäre es besser, wenn Du in dieser harten schweren Zeit einen männlichen Beschützer hättest.“

„Ich fürchte mich nicht, und außerdem seit ja Ihr da, Du und der Knecht.“

„Wir können nicht immer um Dich sein. Auch jetzt müssen wir Dich wieder verlassen.“

„Wo wollt Ihr so spät noch hin?“ fragte das Mädchen ein wenig betroffen.

„In die Berg' hinauf nach Tanitz und Lohen. Der Landsturm ist aufgeboten, denn man glaubt, daß die Franzosen den Kunterweg hinaufziehen, werden. Wir dürfen nicht fehlen, wenn das Vaterland ruft und wollen seinen Feinden von den Höhen herab einen blutigen Empfang bereiten.“

„Ihr wollt mich allein lassen?“ fragte Afra.

„Nur für diese Nacht, während wir droben Wache stehen müssen. Morgen früh kommen wir wieder herab und hier ist ja nichts zu befürchten. Sonst freilich wärest du nicht sicher, denn die Feinde haufen ärger als der Antichrist im Lande und wo sie hinkommen, ist es um die Unschuld unserer Frauen und Töchter geschehen.“

Er wurde durch den Eintritt des Knechtes unterbrochen, der, die Büchse über der Schulter hereinkam, um Balthasar zum nächtlichen Wachtienst abzuholen.

Schon war eine Stunde von ihrem Weggang verflossen.

Das allein gebliebene Mädchen hatte sich vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder-

geworfen und ihr tägliches heißes Gebet zum Himmel gesandt daß er endlich die Unschuld ihres Geliebten an den Tag bringe.

Plötzlich schrak sie auf und eilte bestürzt an das Fenster. Vom Dorfe herauf war ein wirres Lärmen und Schreien an ihr Ohr geschlagen, das sie sich nicht zu erklären vermochte. Sie glaubte den Klang von Hörnern und Trommeln zu vernehmen, in den sich vereinzelt Schüsse mischten. Sollte Balthasar sich getäuscht haben und der Feind dennoch in das stille Tal gedrungen sein?

Entsetzt starrte sie in die vom Monde nur matt erhellte finstere Nacht hinaus. Da sah sie den sprühenden Schein von Fackeln und in dem flackernden Lichte einen aufgelösten Trupp französischer Soldaten dem abgelegenen Hause zuschreiten. Die berauschten Krieger schrien und tobten und streckten mit wilden Geberden die Arme aus.

Das Furchtbare war Wahrheit. Dem engen Schlunde des Kunterweges mißtrauend war der Brigadegeneral Beyri mit seinem 1500 Mann starken Streifcorps von Bozen über die Berge



Plötzlich schrak sie auf und eilte bestürzt an das Fenster.

gestiegen, um durch das weitere Grödenthal seinen Weg nach Norden zu nehmen. St. Ulrich befand sich in den Händen seiner zügellosen Krieger und die überraschten Bauern flohen nach allen Seiten in das Gebirge.

Eine tödliche Angst ergriff das Mädchen; mit Entsetzen dachte sie an die Worte Balthasars. Wenn sie in dem einsamen Hause in die Hände der rohen Soldaten fiel, war ihre Unschuld verloren. Flucht war ihr einziger Gedanke.



Mit fiebernder Hast warf sie sich in das Gewand.

Sie wollte davon stürzen, doch auf der Schwelle hielt sie verzweifelt inne. Wenn die Krieger das einzelne, fliehende Mädchen erblickten, würde man sie verfolgen und einholen.

Ein Gedanke schoß durch ihren Kopf. Nur in Männerkleidern war ein Entrinnen möglich. Ein Blick auf die Nahenden überzeugte sie, daß es noch Zeit war.

Sie stürzte auf den Schrank zu, in dem Balthasar und der Knecht ihre Kleider aufbewahrten. Aber er war verschlossen. Da kam ihr ein letzter rettender Gedanke. In der Kammer befanden sich noch die Kleider des Vaters, in denen er seinen Tod gefunden. Auf ihre

Bitte hatte das Gericht sie ihr ausgefolgt und sie hatte sich auch bis heute nicht davon trennen können; vielleicht konnten sie noch einmal dazu dienen, den wahren Mörder zu entlarven.

Mit fiebernder Hast warf sie sich in das bestaubte Gewand, auf dem noch die dunklen, halbverwaschenen Blutsflecken sichtbar waren. Mit einer Kohle, die sie vom Kamine aufgriff, fuhr sie über das Gesicht, sich unkenntlich zu machen. Die schnell gezogenen Falten verliehen ihr das Aussehen eines älteren Mannes, der fast ihrem Vater gleich. Dann drückte sie den breitrandigen Hut tief über das Haar, und gerade als die Verfolger fast das Haus erreichten, stürzte sie durch den hinteren Ausgang in's Freie.

Es gab nur einen Weg für sie, nach Tanirz und Lohen, wo sie Balthasar und ihre zum Widerstand bereiten Landsleute finden mußte. Keuchend, wie ein gehektes Wild, floh sie die Höhen hinan.

Unterdesseu lagen die Tiroler, den Abmarsch der Feinde auf dem Runtersweg erwartend, ahnungslos bei Lohen im Hinterhalt. Zur größeren Sicherheit verteilten sie Posten in der umliegenden Gegend und eben betrat Cajetan Wildreuter mit einem Trupp bewaffneter Bauern eine kleine Waldblichtung unweit Tanirz, als von der anderen Seite Balthasar und der Knecht, die zuerst in St. Peter Wache gehalten hatten, heraufstiegen.

Der Mond war höher heraufgekommen und warf seinen hellen Schein über den düsteren Tannenwald. Cajetan's Blicke schweiften unstill nach einer hochragenden Fichte, von deren Stamm etwas Weißes glänzte.

„Was ist das?“ fragte er Balthasar, der ihn begrüßte.

„Das Marterl, das die Afra meinem armen Pflegevater gestiftet hat. Es ist erst gestern fertig geworden und dort angeheset“, erwiderte der Gefragte.

Cajetan wandte sich ab. Die Erinnerung an die furchtbare Tat, die an dieser Stelle geschehen war, schien ihn zu erschrecken, denn sein Gesicht wurde blaß und ein leises Zittern überlief seinen Körper. Dennoch trat er heran, um die buntbemalte Tafel näher zu sehen.

In schreienden Farben und roher Ausführung war das Verbrechen dargestellt. Am Boden lag der unglückliche Pirminian und darüber stand der wildaussehende Mörder, einen schweren, geschwungenen Stein in den Händen. Den übrigen Raum füllte die Beschreibung des Verbrechens, ein frommer Vers, die Bitte an den Wanderer,

Sie die arme Seele ein
Dorunter aber fanden die
seiner Weiber!

Es war letzter Cajetan
Mit des Mondes dem
Blick weiter seine
Vater; ein gräßlicher
nach von seinen Lippen

„Herr und Heiland, ich
Er kommt am Wege zu
ber! Komm mir nicht nach
Himmel, so meiner Seele
Er streckt wie abend
Scheun trat vor seinen
brechen und sich so taum
des jugendringenden Volk
Cajetan, was ist es
„Dort, dort, ist die Fichte
über, in seinen blutigen
Balthasar folgte der
jüngststimmten Worte und
Fenster der Lampe mo
ten, die Niemand ande
Erwarte selbst, in dem
Höhen

„Vorherziger Gott
zum Vater!“
Der Knecht und die
brängen sich, von Entsetzen
zu Cajetan. Der aber
mit zuckenden Lippen: „
Gnade, ich will Alles
wissen, ich hab' ihm er
schlagen, ich schick' ihm
nach, da er von mir ging
Ich besitze den Mörder,
und Afra ihn hinter; ich
wage, daß der Verdacht
auf ihn fallen magte,
wolle mich von dem
Knechtlicher befreien, un
hau, der Hof meine
Recht war verhältnißlos
ich brauchte Geld, und
wenn er tot war, fiel sein
Fuss, sein Vermögen an
Afra, und mit ihr an mich
„Hilf Maria“, schrie er
auf, „er kommt er mit
mich erwürgen!“
„Gepöhl haben die
Bauern aneinander, die
die furchtbare
Ergebnis in ihren
Kreuz trat.

für die arme Seele ein Vaterunser zu sprechen. Darunter aber standen die Worte: „Gott richte seinen Mörder!“

Starr hasteten Cajetan's Blicke auf der im Licht des Mondes deutlich sichtbaren Schrift. Plötzlich weiteten seine Augen in graßem Entsetzen; ein gräßlicher, markerschütternder Schrei brach von seinen Lippen.

„Herr und Heiland, die Todten stehen auf! Er kommt um Rache zu nehmen an seinem Mörder! Komm mir nicht nahe, höllisches Gespenst; Himmel, sei meiner Seele gnädig!“

Er streckte wie abwehrend die Arme aus, Schaum trat vor seinen Mund, seine Kniee brachen und höhnend taumelte er in die Arme des hinzuspringenden Balthasar.

„Cajetan, was ist Euch!?“

„Dort, dort, seht Ihr ihn nicht den Gräßlichen, in seinen blutigen Kleidern!“

Balthasar folgte der Richtung seiner stieren, schreckgelähmten Blicke und auch er selber erstarrte. Hinter der Tanne war eine Gestalt hervorgetreten, die Niemand anders sein konnte als der Ermordete selbst, in den eigenen, blutbesleckten Kleidern.

„Barmherziger Gott“, stammelte er, „mein Vater!“

Der Knecht und die übrigen Bauern drängten sich, von Entsetzen geschüttelt um Cajetan. Der aber jammerte mit zuckenden Lippen: „Gnade, Gnade, ich will Alles gestehen, ich hab' ihn erschlagen, ich schlich ihm nach, da er von mir ging. Ich haßte den Melchior, weil Afra ihn liebte; ich wußte, daß der Verdacht auf ihn fallen mußte, wollte mich von dem Nebenbuhler befreien, und dann, der Hof meines Vaters war verschuldet, ich brauchte Geld, und wenn er tot war, fiel sein Haus, sein Vermögen an Afra, und mit ihr an mich; Jesus, Maria“, schrie er auf, „er kommt er will mich erwürgen!“

Entsetzt flohen die Bauern auseinander, als die furchtbare,

Erscheinung in ihren Kreis trat.

Mit zuckenden Gliedern und blutlosem Antlitz brach Cajetan unter der Martertafel zusammen.

Die Gestalt aber erhob die Arme und rief: „Ihr habt es gehört. Gott hat gerichtet, es ist am Tag, ergreift den Mörder, bindet ihn, und schleppt ihn ins Gericht!“

„Afra, Du bist es!“ schrie Balthasar auf, der die Stimme des Mädchens erkannte.

Und „Afra!“ tönte es von allen Lippen. Der Bann der Furcht löste sich, die Erschreckten kamen näher.

Sie aber wies mit ausgestrecktem Arm auf den entlarvten Mörder.

Da warfen sich Balthasar und der Knecht auf den Elenden und fesselten ihn. Wutschäu-



„Herr und Heiland, die Todten stehen auf! Er kommt um Rache zu nehmen an seinem Mörder!“

mend über den Verrat, den das böse Gewissen ihm gespielt, ließ er sich binden und während Afra den sie Umbrängenden den Ueberfall von St. Ulrich und ihre Flucht in den Kleidern ihres Vaters erzählte, schleppten die äußerst empörten Bauern den wilde Flüche und Verwünschungen Ausstoßenden nach Loyen.

Das Mädchen, das in heißem Dankgebete vor dem Martel des Vaters niedergefunken war, blieb während der Nacht bei den Ihrigen.

Da es zu spät war, St. Ulrich zu retten, verbargen sich die erbitterten Bauern am Morgen hinter Bäumen und Felsen und warteten den Heranmarsch des französischen Korps ab.

Kaum waren die ersten Soldaten im Loyerer Ried erschienen, als das Verderben von allen Seiten über sie hereinbrach. Von Dreschfliegeln, Senfen, Felsblöcken und Baumstämmen getroffen, brachen die Ueberraschten zusammen. Selbst Mädchen und Frauen nahmen mit heldenhaftem Mute an dem erbitterten Kampfe Theil und Afra befand sich toterachtend in ihren Reihen.

Als der verzweifeln General von Loyen gegen die Trostburg hinabzuziehen suchte, vollendete sich die blutige Niederlage. Viele Gefangene und die ganze auf Maulfeln geladene Bagage blieb in den Händen der Sieger und nur mit einem schwachen Reste seiner Truppen erreichte Pehri bei Waidbruck das rettende Eisacktal.

Noch ehe der Aufstand sein für die heldenmütigen Freiheitskämpfer so trauriges Ende fand,

hatte Melchior Goldast seine Freiheit wieder erhalten. Der übereinstimmende Bericht Balthasar's, des Knechtes und vieler anderer Zeugen vor dem Gericht zu Bozen raubte Cajetan den Mut, sein unfreiwilliges Geständnis zurückzunehmen, und ehe noch der neue Angeklagte die Schranken betrat, öffneten sich für den unschuldig Verurteilten die Tore des Kerkers. Auf den kürzesten Wegen eilte er in die Arme der Geliebten, der er Rettung und Freiheit verdankt.

„Wie hast Du das Schreckliche nur überstehen können“, schluchzte Afra in selbigem Glück an seinem Halse.

„Der Gedanke an Dich, an Deine Liebe, und die Gewißheit, daß Du an meine Unschuld glaubtest, ließ mich Alles ertragen.“

Balthasar, von Bozen zurückkehrend, trat mit düsterer Kunde ein. Cajetan hatte in stumpfem Brüten das Todesurteil vernommen, das die Richter über ihn fällten. Aber ehe er zum Richtplatz geführt ward, hatte man ihn in seiner Zelle von eigener Hand erhängt aufgefunden; er hatte die Sühne für sein Verbrechen selbst genommen.

Erschüttert zog Melchior das geliebte Mädchen an seine Brust. „Nun will auch ich einen unbedachten Frevel sühnen“, sagte er. „Eine neue heilige Notburga sollen meine Hände schaffen und wenn sie droben in der Kirche zu Loyen steht, mag sie bei unserer hehren Mutter Gottes Fürbitte einlegen für die arme Seele des Mörders.“

Eine seltene Pfandleiherin.

Martha, die Mutter eines polnischen Juden in Krakau, Aron genannt, ließ Geld aus auf Pfänder. Einst brachte ihr eine alte Frau ein Gebetbuch. Die Jüdin besah es von allen Seiten, und fragte die Ueberbringerin, warum sie gerade ein Gebetbuch versehen wolle?

„Es ist das letzte meiner Habe, mein einziger Reichtum,“ erwiderte die Frau, „und meine Kinder haben seit gestern kein Brod!“

„Wie viel willst du darauf geliehen haben?“ fragte die Jüdin wieder. „Wenn ich zwei polnische Gulden bekommen könnte, so würden sie so lange ausreichen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, wieder nach Hause kommt und das verdiente Geld mitbringt,“ antwortete die Bedrängte.

„Da sind zwei Gulden, und aber auch dein Buch,“ sprach die mitleidige Martha; „ich würde

eine Sünde begehen, wenn ich dich verhinderte zu deinem Gott zu beten. Bist du ehrlich, so wirst du, auch ohne Pfand, das geliehene Geld mir wieder zurückbringen.“

Der Brief des Soldaten.

Ein junger Kriegsmann sandte folgenden Brief an seine Geliebte:

„13ig geliebtes Mädchen, du kannst noch 2 Pfennig an meiner 3e, da doch mein Herz nur 4 dich schlägt? Wir kämpfen bereits in 5 Gefechten, und 6 Strahl der Zeitung wird berichten, daß ich mich tapfer gehalten habe und kein 7 schläfer war. Ich nehme Urlaub; gib 8, bald werde ich bei dir seyn. Sag' aber ja nicht 9, wenn ich um dein Herz und deine Hand bitte, denn mir wässern bereits alle 10 Ohren nach dir. Ich schreibe diesen Brief in aller 11 Ertigkeit, denn schon schlägt's 12 und die Post geht ab.“

Wie Eine

Das weiß ich nicht
immer, wie die Leute
reden und bekräftigen
es heißt: Was dem
Schiffe gegen das Wasser
steht, sondern der Mensch
kennt man für Mensch oder

Der Gewitter rückt
kann auf's eine Ohr und
der Mensch soll ein Sch
tinnen? Ja, Ja, halt
wie ja, er, wir so Man
lehn. Wenn ihr einen
so gibt an ein Punkt
nicht mehr zu sprechen
und schick' zum mit eigene
Kopf und meinte: Vor
so geigt: das ist Le
gehen! Nun sieht man
glauben, aber jahren
Lob — ein Jahr später
gelesen. So geht's im

Gerade wie der
er, der bei Jüngern
Ersuchen von Wang
schick' Paradies — den
nicht, denn er könnte
in der Schicksals
Loh Bauer, wie man
nicht so rechnen mag:
nicht — so kein' ich
Wahrung einen Augen
bei solchen Kapellen, die
bei Jüdisch, kein Sch
Paradies war auch so ein
war nicht wenn er
Krieg voll sein sollte,
wären dem Herbezuge
und ihr regelmäßig
kapt' Tine ausgriffen

Die roten Arien
reden und auch nicht
Wenn er sich
sind gar den Schick
Krankheiten ging, wor
Bewundern.

Der Paradies
lag es möglich sei, bei
Wid' aber dazumal
und den folgenden

Wie Einer ein Dampfschiff besehen hat.

Aus des alten Schmiedjakobs Geschichten von W. D. von Horn.

Das weiß ich mich noch recht gut zu erinnern, wie die Leute die ungläubigsten Gesichter machten und bedenklich den Kopf schüttelten, als es hieß: Auf dem Rheine fahren stattliche Schiffe gegen das Wasser und es zehren sie keine Pferde, sondern der Rauch treibt sie, und daher nennt man sie Rauch- oder Dampfschiffe!

Der Gebatter rückte damals seine Strumpfkappe auf's eine Ohr und sagte eifrig: Was? der Rauch soll ein Schiff gegen den Strom treiben? Ja, Ihr habt Rauch im Kopf? Ich bin zu alt, mir so blaue Nebel vormachen zu lassen. Wenn ihr einen ugen und hänseln wollt, so geht um ein Haus weiter! Als aber endlich nicht mehr zu zweifeln war, ging er nach Bingen, und sah's nun mit eigenen Augen, schüttelte den Kopf und meinte: „Vor sechzig Jahren hätten sie gesagt: das ist Teufelsblendwerk! Pure Hexerei! Nun sieht man's selbst und muß es glauben, aber fahren möcht' ich doch nicht drin! Und — ein Jahr später ist er mit nach Mainz gefahren. So geht's in der Welt! —

Gerade wie der Gebatter, sprach dazumal einer, der bei Jugenheim da herum, etwa drei Stunden von Mainz landeinwärts, wohnte. Er hieß Hanjakob — den Familiennamen nenn' ich nicht, denn er könnte rot werden, wenn er ihn in den Schmiedjakobsge Geschichten lese. Er war ein dicker Bauer, wie man so von einem sagt, der nicht so rechnen muß: Bier von drei kann ich nicht — so lebn' ich eins. Er schickte alle Markttag einen Wagen Frucht nach Mainz, daß die stolzen Koppeln, die ihn zogen, leuchten, und der Jörgel, sein Sohn, fuhr's hinein. Der Hanjakob war auch so einer, der überall knauferte, nur nicht wenn er Morgens einen vierteligen Kug voll Wein holte, den er in das Schränklein neben dem lederbezogenen Sorgenstuhle stellte und ihn regelmäßig gegen Abend bis auf die letzte Träne ausgepiffen hatte.

Die roten Nasen kommen nicht vom Wasser trinken und auch nicht vom Durstleiden!

Wenn er Geld ausgeben sollte, so fand seine Hand gar den Säckel nicht; wenn's aber an's Einnehmen ging, war er so fingerfix wie d. r. Steuereinnehmer.

Der Hanjakob wollt's auch nicht glauben, daß es möglich sei, daß der Dampf Schiffe tri. be. Als aber dazumal sein Jörgel von Mainz kam und den schweren Geldgurt auf den Tisch warf

und sagte: „Vater, 's ist meiner Sechs wahr, das Geschwäg mit den Rauchs Schiffen, ich hab's nun selbst gesehen und bin drin gewesen; Himmel! was eine Pracht ist das! Da wurde er andern Sinnes und sagte: „So muß ich's halt auch sehen!“

Das war kein leichter Entschluß! Vom Gehen war er kein Liebhaber, seit er seine 250 Pfund wog Essen und Trinken schlag an bei ihm, und hernach die Ruhe auch. Als nun der nächste Markttag kam, ließ er Weizen laden, wie ihn die Mäuse nicht schöner zusammen trugen, kleidete sich in seinen Hochzeitsrock von dunkelblauem Tuch mit überiponnenen großen Knöpfen; tat das rote Brusttuch und die hellgrünen Hosen an; setzte die Otterpelzmütze auf, und drüber zog er seinen blauen Kittel; setzte sich auf den Wagen und der Jörgel klatschte und rief: Jeh!

Wie der Blitz war der Wagen voll Weizen verkauft, und dem Herrn Probst seine hellen Fünffrankentaler rutschten in den Ledergurt, den der dicke Hanjakob um die Hüften schnallte, und zum Jörgel sagte er: „Stell' die Pferde ein und geh' in's Kößchen und trink' einen Schoppen Bier, bis ich wieder komme“

Darauf ging er an den Rhein, um das Dampfschiff zu besehen. Da lag dann das stolze Schiff, es war die „Concordia“ und der Rauch qualmte es aus der Esse, und die langen, ärrren Engländer liefen mit ihren Mänteln, Schächeln und Säcken wie all nichts Gutes. Stand der Herr Hanjakob da und spernte die Augen uf vor Verwunderung; ging als ein Schritt näher und kam endlich auf das Schiff. „Nichts für ungui“, sagte er zu dem schelmigen Kondukteur, „darf man einmal das Schiff sehen? — Wenn's auch ein Trinkgeld kostet.“

„Wollen sie mitfahren?“ fragte der Kondukteur.

„Gott behüte!“ sprach der Hanjakob, — sehen möcht' ich's nur so einmal, daß ich sagen könnte ich hätt's gesehen.“

„Warum den nicht!“ meinte der Kondukteur, „ich hab' just noch so viel Zeit. Kommen Sie nur! Es kostet durchaus nichts!“

Das gefiel dem Herrn Hanjakob, und um so mehr, als der Herr Kondukteur nicht sagte: Aber — es kostet so und so viel, sondern generös war und ein galanter Mann.

Geht er denn mit ihm; sieht die Kajüte, die Küche, die Maschine, und endlich auch den pracht-

vollen Pavillon — so heißt nämlich das hinterste und schönste Gemach, in dem nur fürstliche Personen reisen.

„Hei!“ rief er da aus, „so was, das muß ich sagen, hab' ich noch nicht gesehen und bin fünfzig Jahre alt! Und wie müßte da ein gutes Tröpfchen schmecken?“ Er schnalzte mit der Zunge und dachte an seinen vierteligen Krug daheim im Schränklein neben dem Sorgenstuhl.

„Ei, das können sie auch hier haben!“ sagte der Kondukteur, und klingelte. — Wie der Blitz war ein Kellner da.

„Eine Flasche Bisporter“, rief der Kondukteur.

„Ei, was!“ rief der Herr Hanjakob, „macht doch keine Narrenstreiße. Meint ihr ich tränk'? — Das darf man hier nicht.“

Der Kondukteur lachte und sagte: „Still nur, das ist ja der aderbste Moselwein, und jeder darf hier so viel Flaschen ausblasen, als er will!“

„Wenn das ist, so laß ich mir's gefallen,“ meinte Hanjakob, und setzte sich mit unendlichem Behagen in die Sammetpolster.

In dem Augenblick kam der Kellner.

Der Kondukteur schenkte ein und sagte: „Lassen sie sich's schmecken, ich muß einmal hinauf, komm aber bald wieder.“

Hanjakob versuchte und probte. Biß! sagte er zu sich, der ist, mein' Seel, besser wie meiner daheim, und ist zweiundzwanziger.

Als der Kondukteur zurückkam, war das Fläschlein leer.

„Hört' mal,“ sagte Hanjakob, „der ist besser als ich dachte; laßt euern Sohn noch eine Flasche holen, die aber noch einmal so viel hält, wie die da; den als ich den Wein geprobt hatte, war sie leer. Das heßische Maasß ist probat, da schlägt der Wein Wellen vor der Nase, wie die Binger sagen!“

Der Kondukteur klingelte wieder, und der Kellner kam.

„Kind“ sagte Hanjakob in bester Laune, „bring gleich zwei, denn dein Vater soll auch mittrinken.“

Der Kellner verbiß das Lachen und brachte die verlangten Flaschen; aber die hielten nicht lang aus, den nun war der Herr Hanjakob ange-trunken und im Zuge.

Es kamen noch zwei Flaschen

Als nun das Schiff sich bewegte und die Räder anfangen zu schlagen, fragte Hanjakob was das wäre?

„Die Räder schaufeln!“ erwiderte der Kondukteur, und der Herr Hanjakob gab sich, und meinte: Hier sei's herrlich; da könnte ein König sitzen und trinken!

„Da sitzen auch nur Könige und Fürsten!“ war des Kondukteurs Antwort.

„Das wär' lastte der Hanjakob, dem die Zunge war schwer geworden und die Augen sahen schon quer in die Welt. Er nahm die leere Flasche, klopfte auf den Tisch und rief: Hollah, Wirtschaft! Noch eine!“

Der Kondukteur ging, den Kellner zu senden, und er brachte noch eine Flasche, die ihre Wirkung tat. Als nach einiger Zeit der Kondukteur wieder kam, lag der gute Hanjakob auf dem Polster und schlief hart und fest. Der schallige Kondukteur schloß die Türe ab und ging, seines Amtes zu warten.

Es war schon spät am Nachmittag, als das Schiff bei Köln anlegte, da polterte Herr Hanjakob wie rasend an der Türe des Pavillons.

Der Kondukteur eilte hinab, um aufzuschließen. „Ausgeschlafen?“ fragte er.

„Ja, sagte Hanjakob und dehnte sich, behaglich gähnend, „das heiß' ich schlafen!“

Er kam auf das Verdeck, um nun zu seinem Jörgel in's Rößel zu gehen und dachte: Was wird der Bub' sagen, daß ich so lange ausblieb?

Als er sich aber umsah, wurd's ihm ganz furios zu Mute; den die Stadt Mainz, die er seit vierzig Jahren so genau kannte, wie seine Westentasche, sah ihm jetzt ganz anders aus.

„Was, alle Wetter!“ rief er, „sind die Mainzer alle behezt worden, seit ich schlief? Die haben ja alle ihre Haustüren zugemauert! Nein, si was hab' ich auch noch nicht erlebt?“

Als er aber sich genauer umsah, und alle, die um ihn standen, und denen der Kondukteur den Spasß erzählt hatte, in ein schallendes Gelächter ausbrachen, rief er: „Wo bin ich denn?“

„In Köln!“ sagte der Kapitän.

„Heda!“ rief er zornig, und faßte den Kondukteur beim Rocke, „warum habt ihr mir den Streich gespielt!“

„Nun, sie schliefen fest“ sagte er, daß ich sie trotz alles Küttelns und Schüttelns nicht wach bringen konnte! Da dachte ich denn, sie wollen einmal eine Rheinreise machen und sich die schöne Gegend besehen, wie ein Engländer.

Als alles wie befehlen lachte, kragte er sich hinter'm Ohr und sagte: „Was wird mein Jörgel sagen, der im Rößchen einen Schoppen Bier trinkt und auf mich wartet?“

„Sind sie nur ruhig
... morgen fahren sie
Mainz“
„Dann ist's gut
... und schickte dem
... heißt er noch von der
... „Herrlich!“ versetzte
... „Si, si sagt curam
... eine Kammer in die ich
... sagte er, und ging wieder
... sich am andern Tag
... nach Mainz.“

Wie der

Kapitänbes brüllte
... der Better einen guten
... haben ja den Kaiser
... Der Wert ja
... late jeden Abend einen
... sein. Es waren weichen
... Kammern, die durch Joch
... sich von Familie in's
... und ich nicht schenken, w
... wüßte langend ober
... der liegen Kreuzer im
... zu legen. Dabei wurde
... über und die Welt gef
... wacke Bett noch die We
... Kammern die Leuten in
... sitzen zu lassen, sondern
... in schen sich das Prob
... Kheit und Sparsamkeit
... eine Sammlung die in
... die Kreuzer des Reichs
... nicht.

Der überläßtste im
... wie ein Schnobelen,
... ein unruhiger Knirps
... bei des Kellner-Schalt
... ihren goldenen Migen,
... vom Polsterlein. Und
... über seine weiten H
... geht und wenn ihr den
... er in seinen jungen
... sitzen wie dem Groß
... schallender verfertigt
... über die einen Unter
... setzen.

„Seien sie nur ruhig,“ sagte der Kondukteur „morgen fahren sie wieder mit uns nach Mainz!“

„O, dann ist's gut!“ rief nun Hanjakob aus, und flüsterte dem Kondukteur in's Ohr: „Habt ihr noch von dem — ihr wißt's schon?“

„Freilich!“ versetzte der Kondukteur.

„Ei, so sagt euerm Sohn, er soll mir noch eine hinunter in die schöne Stube bringen,“ sagte er, und ging wieder hinab.

Und am andern Tage fuhr er wieder mit nach Mainz.

Aber was machte er für Augen, als er die Zechen für den 1822 Bisporter hörte und das Reisegeld für den Pavillon, in dem er hinab und herauf gefessen? Sein Gurt wurde um vieles leichter.

Als er aber in Mainz an's Ufer stieg, blieb er stehen, sah das Dampfschiff noch einmal an und sagte: „Dich vergeß ich so bald nicht! Und der Kondukteur ist ein höflicher Mensch, das ist wahr, aber — aber ich weiß was es kostet, und fahre meiner Lebtag mit keinem Rauchschiße mehr. Was wird meine Frau sagen?“

Wie der Teufel einen Schneider holt.

Eine wahre Geschichte aus dem Sundgau.

Nachstehendes drolliges Geschichtchen verdankt der Better einem guten Freunde der den gencigten Lesern seines Kalenders nicht unbekannt ist.

... Der Wirt zum goldenen „Anker“ hatte jeden Abend einen Einzug schlechter Gesellschaft. Es waren meistens heruntergekommene Bauern, die durch Fahrlässigkeit und arge Wirtshaft ihre Familie in's Unglück gebracht hatten und sich nicht scheuten, während Weib und Kind vielleicht hungernd oder frierend daheim saßen, den letzten Kreuzer im Wirtshaus auf's Spiel zu setzen. Dabei wurde dann nach Notizen auf Gott und die Welt geschimpft, weil es eben weder Gott noch die Welt für gut fanden diesen Kameraden die Tauben schon gebraten in's Haus fliegen zu lassen, sondern der Meinung waren, sie sollten sich das Brod selber, und zwar durch Arbeit und Sparsamkeit, auf den Tisch schaffen, eine Zumutung die in den Augen unserer Helden die Grenzen des Rechts und der Billigkeit überschritt.

Der liederlichste in dieser Abendgesellschaft war ein Schneiderlein, namens Dippelmoser, so ein armseliger Knirps mit einem Fletschmaul wie das Basler-Stadttor und Weinen, daß man hätte glauben mögen, es stecke eine Sichel in jedem Hosenbein. Unser Schneiderlein tat sich über seinen weiten Reisen ein Erkleckliches zu gute und wenn ihr den Schelm hörtek, so hatte er in seinen jungen Jahren dem Kaiser von China wie dem Großmogul die vorzüglichsten Gallalleider verfertigt. In Wahrheit hatte er aber nie einen Umkreis von drei Stunden überschritten.

Das Ding war gut. Eines Abends saß Meister Dippelmoser wiederum bei seinen verlumpten Kameraden im „Anker“. Es wurde gespielt und dem Weine weidlich zugesprochen. Als das Schneiderlein bereits den letzten Heller verloren hatte, legte er sich auf's Betrügen, aber auch das brachte ihm, wie's immer zu gehen pflegt, weder Heil noch Segen. Mochte er auch deutsch, welsch oder auf türkisch fluchen, es half eben alles nichts, und die Lumpen die mit ihm spielten, strichen schmunzelnd das gestohlene Schneidergeld ein.

Es war aber eine heiße, dünstige Sommernacht, und das Schneiderlein saß mit dem Rücken gegen das offene Fenster gekehrt. Von der ganzen Sippchaft unbemerkt, stand der Nachtwächter draußen, der größte Schalk des Dorfs, dessen Späße und Schwänke ordentlich zum Sprichwort geworden waren. In lustige Betrachtungen vertieft, sah er in das bunte Treiben dieser Spielhölle hinein und dem Dippelmoser gerade in die Karten, die in den Händen des aufgeregten Kameraden wie Espenblätter zu zittern schienen.

„Dippelmoser, du hast betrogen, für wen hältst du uns, Gottverdammni!“ schrie einer der Kumpane, als eben der Schneider getrumpft und die ausgespielten Karten eingestrichen hatte.

„Betrogen? Was betrogen? Nungdidid! Himmelherrgottsfapperment! — Ich euch betrogen? Sag's noch einmal, du Lappi! —“

Er griff, wie er immer pflegte, gleich in die Tasche nach dem Sundgauerdegen (Nebmesser), es würde dabei ein großes Unglück abgesetzt

haben, hätte ihn sein Nachbar nicht beim Arme gepackt und das Mordinstrument für den Augenblick unschädlich gemacht.

„Himmelsopperment! Bugerrr! Rungdididö!“ schrie der Schneider in einem fort, seine herausfordernde Stellung mit aller Gewalt behaupten wollend

Alein der Nachbar gegenüber war noch weit weniger zu beschwichtigen. Er behauptete auf seine „arme Seele“ der Dippelmoser habe beschiffen, den Kreuz sei Trumpf gewesen und der Haktunte habe mit dem Schauselbud abgetrumpft. Man solle nur die Karten aufdecken und man werde den Peirug handgreiflich vor Augen haben.

„Dinaus mit dem Raib!“ schrieten die Sausbrüder wie aus einer Rehle. „Wir haben schon lang gemerkt, daß er auf's B'schummeln ausgeht. Dinaus mit ihm! Hutt bi Gott!“

„Ich hab doch nicht beschiffen, schrie der Schneider, Ihr lügt! Und wenn ich beschiffen habe, so hol' mich der Teufel! Ja hol' mich der . . .“

„Und er hat dich!!!“

So scholl es draußen mit tiefer, tiefer Bassstimme und gleichzeitig langten zwei stämmige Arme zum Fenster herein, umklammernten den Schneider, lupften ihn in die Höh' und husch — draußen war er!

„O Herr Je, schrie der Schneider, ich bin des Todes! Laßt mich los um Gottes und aller Heiligen willen, laßt mich los, Teufel, laßt mich los, ich will ja alles, alles geständig sein! — Nachbarn zur Hülfe! Feuerjoh! Mordjoh! Ich bin des Todes! Ich fahre zur Hölle! Mordjoh!“

Aber der Teufel lief schnurracks mit seiner Beute davon, heulend und pfeifend, als wäre die ganze Hölle hinter ihm los, bis er endlich das ohnmächtige Schneiderlein am Rande eines Teiches niedertlegte und sich darauf aus dem Staube machte.

In der Kneipe ging's derweilen drollig zu. Einige der Spielgenossen hatte ein so panischer Schrecken ergriffen, daß sie samt allen Bänken,

Tischen und Stühlen drunter und drüber kollerten; es war ein entsetzlicher Spektakel. Mehrere lagen zwischen zerbrochenen Krügen und Glascherben am Boden und wälzten sich bewußtlos in der Weinlache, während andere sich in die Ecken verkrochen, zur Teufelsabwehr ein Vaterunser nach dem andern beteten und dazwischen heulten und krazelten, daß es ein Grauen war.

Nur der Wirt, der hielt sich vor lauter Lachen das Bäuchlein, denn er merkte recht gut, daß die ganze Geschichte das angelegte Spiel irgend eines Schalks sei. Sogar die alte Großmutter am Ofen, die sich sonst viel mit Geistern, Hexen und Gespenstern zu schaffen machte, hatte nicht die geringste Furcht und lachte sich im Geheinen den Buckel voll.

Der Teufel, ihr habt's längst gedacht, ist auch kein anderer als der lustige Nachtwächter gewesen; er hat's zwar immer leugnen wollen, hat aber nichts genutzt, denn man kennt den Vogel an den Federn.

Von dieser Stunde an hatte die Abendgesellschaft im „Anker“ ein Ende und viele der liederlichen Gesellen rührten, aus Furcht dem Teufel in die Hände zu geraten, ihren Lebttag keine Karte mehr an. Meister Dippelmoser, der am folgenden Tage steif und fest behauptete, er sei in den Krallen des Satans gewesen und wäre nimmer losgekommen, hätte er die Geistesgegenwart nicht gehabt drei Kreuze zu schlagen. — Meister Dippelmoser schnürte bald darauf sein Bündelen, um seine alten Tage bei einer Tochter, die in der Schweiz verheiratet ist, zu beschließen.

Der etwas derbe Späß hätte allerdings einen schlimmen Ausgang nehmen können, war aber unstreitig eine gute Lektion, und der Gewaltersmann des Betters, welcher dieses Stücklein aufschrieb, ist der Meinung, daß der brave und rechtschaffene Mann zu Nacht nach dem Essen nicht in's Wirtshaus, sondern heim in seinen Familienkreis gehöre; und so hat's der Gewaltersmann Zeitlebens gehalten und ist ihm noch heute wohl dabei.



Gute Antwort.

Einst zogen etliche Fäbulein angeworbener Kriegsknechte durch ein Dorf, die recht mutwillig und ausgelassen waren. Eine bejahrte Frau schaute zum Fenster heraus und wunderte sich nicht wenig ob des tollen Lärms den die Soldaten verführten. „Halt, dieser dort will ich

eins anhängen.“ sagt, einer der Krieger zu seinem Nebenmanne, und rief dem Weibe fragend zu: „Alte Hexe, was macht der Teufel?“ — „Was wird er machen?“ entgegnete lach die Gerotzte, „Schublarren macht er, um darauf solche rachslose Burschen, wie Ihr einer seid, in die Hölle zu führen!“

In dem höchsten Augenblicke
in den blauen Auen
schweben Karren geladene
der aller höchsten
gerne dabei war; wo es
Streich aufzuführen.
nur den Vorhänger —
trah hier auf den Haupt
Familien-Namen konnten
Sein Schilde ging gut,
wenig arbeitete; aber er
tätige und fleißige Geiße
er trug seine letzten Le
Mit Vorhänge führte
herausden Schornstein
sich um ihn, denn wo der
gab immer eine lahige
fügen sich. Der nicht
unter den beständigen
ja sehr geübt, aber man
sein, ließ der Pfarrer
Vorhänge Taten nicht
meige hinterher wieder
mal hat der Vorhänge
waren der Herr Pfarrer
gezeichnet hatte, und
In A. wollte ein
Namen Geist; derliche
nicht so arm gewesen, er
nettes Köstchen mit
Wein- und Ackerland
den früher auch zwei
war auch fast gegan
Schneiderin, war eine
Frau. Aber bald nach
dem Schneider ja gut
Leidigen, er wurde
trag alle Vorhänge
hinterden Frau und trag
von Zeit des Herrn
nicht lang, so ging es
den. Weil der betraute
nicht mehr pünktlich ab
sah, so schen er die
wachen und Reparaturen
der unglücklichen
Kinder hatte. Bald
schreiten nicht mehr
das seine Frau Vorh
ger auch schlagen. Di
dem Pfeife das We

Die beiden Schnapsteufel.

Eine tragikomische Geschichte nach einer wahren Begebenheit von Augustin.

In dem hübschen bayerischen Pfarrdorfe B., in den blumigen Auen an der lustig dahin plätschernden Aurach gelegen, wohnte ein Schmied, der aller lustigen Ränke voll war und überall gerne dabei war, wo es galt, einen närrischen Streich auszuführen. Man hieß ihn kurzweg nur den Barthelmeß, — welcher Name von Meters her auf dem Haus ruhte, seinen wahren Familien-Namen kannten die wenigsten Leute. Seine Schmiede ging gut, obgleich er selbst blutwenig arbeitete; aber er hatte das Glück, immer tüchtige und fleißige Gesellen zu finden, so daß er trotz seines lustigen Lebens vorwärts kam.

Mit Vorliebe führte er im Wirtshaus einen harmlosen Schabernack aus und die Wirte rissen sich um ihn, denn wo der Barthelmeß einkehrte, gab's immer eine lustige Gesellschaft, die etwas sitzen ließ. Gar viele im Dorfe hatten schon unter den derblustigen Streichen des Schmiedes zu leiden gehabt, aber man konnte ihm nicht böse sein, selbst der Pfarrer des Ortes, der oft mit Barthelmeß Taten nicht einverstanden sein konnte mußte hinterher wieder über ihn lachen, ja einmal hat der Barthelmeß etwas zu wege gebracht, woran der Herr Pfarrer schon jahrelang vergeblich gearbeitet hatte, und das verhielt sich so:

In B. wohnte ein armer Schneider, mit Namen Zwick; derselbe war von Haus aus gar nicht so arm gewesen, er besaß ursprünglich ein nettes Hänschen mit wenig Schulden, einiges Wiesen- und Ackerland und in seinem Stall standen früher auch zwei schöne Kühe; das Geschäft war auch flott gegangen und die Anna, die Schneiderin, war eine kreuzbrave, ordentliche Frau. Aber bald nach der Verheirathung, als es dem Schneider zu gut ging, da packte ihn der Leichtsin, er wurde ein Trinker und blieb es, trotz aller Vorstellungen seiner weinenden und bittenden Frau und trotz aller guten Zusprache von Seite des Herrn Pfarrers. Es dauerte gar nicht lange, so ging es rückwärts mit dem Gütchen. Weil der betrunkene Schneider die Arbeiten nicht mehr pünktlich ablieferte und auch schlampig nähte, so bekam er Neues gar nicht mehr zu machen und Reparaturen brachte man bloß noch, um der unglücklichen Frau und der unschuldigen Kinder halber. Bald vermochte er auch die Flickarbeiten nicht mehr fertig zu bringen und wenn ihm seine Frau Vorwürfe machte, wollte er sie gar noch schlagen. Die Frau allein brachte trotz allen Fleißes das Brot für die Familie nicht

mehr her; statt der zwei Kühe befanden sich nur mehr zwei Ziegen im Stall, das Hänschen war mit einer tüchtigen Hypothek verpfändet, aber der Schneider war und blieb ein Lump und ein Säufer und niemand vermochte den Lauf des Unglücks aufzuhalten, bis sich einmal der Schmied, der Barthelmeß, mit einem zwar recht kräftigen, aber heilsamen Mittelchen dazwischen legte.

Fast am Ende des Dorfes stand das große Wirtshaus zur „Gans“, unmittelbar an die Umfassungsmauern des geräumigen Hofes stieß der Kirchhof, in dessen Mitte sich die Ortskirche befand und noch ein Stückchen weiter hinaus, an der Landstraße, kam das neue, ganz allein stehende Schulhaus, dann schloß sich gleich der Wald an. In dem genannten Wirtshaus, um den großen runden Tisch zwischen zwei Eckfenstern saß eines Abends eine fröhliche Tafelrunde, und der lauteste und lustigste davon war der Barthelmeß-Schmied. Es war gerade wenige Tage vor Fastnacht und der Schmied erzählte der erstaunt zuhorchenden Gesellschaft, daß er einige Tage vorher bei seinem Vetter in der benachbarten Stadt gewesen sei. Der Vetter habe ihn auf ein maskirtes Kränzchen mitgenommen, beim Eingang habe man sich ein Mastenabzeichen lösen müssen und er und sein Vetter hätten eine komische Kopfbedeckung mit ein paar Teufelshörnern aus Papier bekommen. Diese Sachen habe er mitgebracht und am Fastnachts Dienstag, so schlug der Schmied vor, solle man in der Wirtschaft, hier in der „Gans“, auch ein lustiges Mastenkränzchen arrangieren. Einige sprachen dafür, andere dagegen, und als man sich im besten Debattieren befand, flog die Thür der Gaststube auf, und herein stolperte der Schneider Zwick, bereits mit einem mächtigen Kausch beladen.

„Zwicken-Schneider, alter Saufoos“, sagte der Schmied, „hast schon wieder einen sitzen, — wenn ich deine Frau wär, holte ich Dich mit der Elle heim und würde Dir Deinen Schädel so lange mit dem Bügelstahl bügeln, bis Du wieder nüchtern wärst.“

Alle lachten.

„Mein Kausch kostet mich mein Geld“, ächzte der Schneider, „der geht Euch gar nichts an.“

„Na, wenn Du ordentlich bist, darfst Du Dich dahinter ins Eck setzen, damit Du nicht umfällst“, fuhr der Schmied fort, packte ihn beim Arm — die anderen hatten indes Platz gemacht

und mit einem leichten Ruck flog der taumelnde Schneider in die Ecke.

Nach Art aller Betrunknen blieb er immer auf derselben Rede: „Mein Rausch geht euch gar nichts an“, rief er in einem fort, „ich scher' mich gar nichts um euch, ich scher' mich um keinen Menschen was, nicht einmal um den Teufel kümmern ich mich.“

„Oho“, rief der Schmied, „nicht so laut geschrien mit dem Teufel, — der Schnapsteufel hat dich ja so schon am Kragen!“

„Ja, mach nur so fort“, warf ein anderer dazwischen, — „der Schnapsteufel hat dein häusliches Glück schon geholt, dein Geld und dein Geschäft ist auch schon beim Teufel, dich hat er bereits fest in seinen Klauen und eines Tages dreht er dir dein versoffenes Schneidergenick um!“

„Es gibt ja gar keinen Teufel“, grinste der Schneider und fing an zu singen:

„Des Morgens schmeckt ein Schnäpschen gut,
Desgleichen zu Mittage,
Uns wer des Abends schnapsen tut,
Hat nächstlich keine Plage.“

„Hört ihr's“, sagte der Barthelmeß, „er sagt, es gibt keinen Teufel und der Teufel singt doch schon aus ihm!“

„Und wenn's einen Teufel gibt“, rief der Schneider, dann soll er mich heute noch holen!“ Dann sang er sein gottloses Liedchen weiter, während die andern schwiegen. Bei den letzten Worten des Schneiders aber war über das Gesicht des Schmieds ein verschmitzter Zug gegangen. Er stand plötzlich auf und wandte sich der Tür zu.

„He“, sagte der Schneider, „willst du schon gehen, dann tu' vorher noch ein gutes Werk und zahl' ein Achtelchen Schnaps!“

„O, ich geh' noch lange nicht, — du hast ja vorhin selbst gesagt, daß dich heute der Teufel noch holen soll, wenn es einen gibt, — und weil ich's ganz fest glaube, daß es einen gibt, so will ich noch so lange warten; allzu lange kanns nicht mehr dauern, da es ja doch schon auf Mitternacht geht. Wirt, schenk ihm meinetwegen noch ein Gläschen auf meine Kosten ein, weils ja dann doch das letzte sein wird.“

Die andern Gäste fühlten sich ob dieser geheimnisvollen Rede des Schmieds fast etwas beunruhigt, sie wußten nicht, wie sie seine Worte deuten sollten, nur der betrunkene Schneider ließ sich nicht beirren und sang mit halbgebrogener Stimme weiter.

Der Schmied hatte das Lokal verlassen, ohne seine Pelzmütze mitzunehmen, man kümmerte sich deshalb nicht weiter um ihn und nach kurzer

Zeit lehrte er zurück, nahm seinen früheren Platz wieder ein und griff das Thema wieder auf, das durch das Dazwischenkommen des Schneiders unterbrochen worden war. Der letztere sprach und sang aber fortwährend dazwischen und belästigte die Gäste, deren Runde durch das Nachhausegehen der meisten bis auf wenige engere Freunde des Schmiedes zusammengeschmolzen war. Der Wirt fragte an, ob er den lästigen Schneider nicht aus dem Lokal befördern sollte, aber der Schmied machte eine abwehrende Handbewegung und zeigte dabei ein recht verschmitztes Gesicht.

Die Uhr rückte scharf auf die Mitternachtsstunde zu. Von der benachbarten Kirchenuhr rasselte das Räderwerk, was man bis in die Wirtschaft hörte, da, — bei dem ersten Glockenschlage ertönte außen an den Eckfenstern, die dem runden Tische am nächsten waren, ein furchtbarer Schlag wie von einem schweren Ambosshammer, die Läden öffneten sich und ehe sich die Gäste in der Stube versahen, flogen die Fenster herein.

Ein heilloser Schrecken ergriff alle Anwesenden, — bis auf einen, denn in den Fensteröffnungen erschienen zwei gräßlich aussiehende schwarze Hölzchen, das nun mit dunkelrotem Feuerschein die Gruppe beleuchtete. Jetzt sah man, daß die zwei schwarzen Gesichter zwei greulich anzusehenden Teufelsgestalten gehörten, die bereits auf dem Tisch im Lokal standen und nach dem entseztlich schreienden Schneider griffen.

Auf dem Kopfe hatten die Teufel zwei mächtige rote Hörner und außerdem waren sie ganz schwarz, so daß an ihrer Gestalt nicht viel zu unterscheiden war, aber in dem bengalischen Feuerschein sahen sie grausig genug aus. Sie griffen also nach dem Schneider, der Jeder-Wordio schrie und sich mit aller Gewalt an den Tisch klammerte; aber die Teufel waren Riesenkerle, sie zogen den Schneider samt dem Tisch durch's Zimmer, vom Herren fiel der Tisch um, sodas die Gläser klirrend zu Boden fielen, der Schneider mußte loslassen, im Nu hatten sie ihn bei der Tür, hinaus gings auf die Straße und gerademwegs auf den Kirchhof zu. Einige tüchtige Beulen hatte es bereits abgesetzt und der Schneider glaubte sein letztes Stündlein sei gekommen. Da, an der Kirchhofspforte versuchte er den letzten Kräfteaufwand, mit äußerster Anstrengung klammerte er sich an die eisernen Gitterstäbe und die beiden Teufel machten einen Augenblick Halt, anscheinend um den Schneider dann mit um so größerer Kraft weiterzubefördern. Die Todesangst schnürte ihm die Kehle zu, aber endlich brachte er doch stotternd hervor:

„Ach — Herr Teufel — was habt ihr vor, ach vergebt, — was soll ich tun?“

Die beiden Teufel
lochten, dann aber
Stimme: „Du hast
Glück vertauscht, du
gehörst du uns!“ am
ihn von neuem zu
Kirchhof zu zerren
Der Schneider
trag der empfindliche
stimmig von seiner
„Ach lieber Herr
ich verbrühe, können
läßt ihr mich dann
Die Teufel mach
und einer letzte klein
Schneiders schreiende
„Schweh, erlöse
in keinen Schnaps an
angenehmlich zur Hölle
„Ich schreit, ich
je schnell er nur die
Da liegen ihn die
einige mitbrochende
Schneider schreien, er
die Teufel waren ne
erregte ihn, kaum er
der Schreden hatte
Doch richtete er sich
in Beize, die ihm
war ihm, als ob er
blieb, — er glaubte

Hun
Solant, dem
euchling zum Ver
bern wirt Jug noch
müßig hier!“ —
verdreht Beistehen
mit Sie, haben wir
Auf Göt
genacht, bevor man
Rein: „Du ja,
Wippenhände
Lichter: „Haben
Früchte auf die D
„Das will ich glau

Verwandene
man in Porzellan
„Bes wüthen Sie
bere Rote geloch
symmetrischen an
Kranke sie unruhig
Ihr Stelle bei m

Die beiden Teufel schüttelten sich, als ob sie lachten, dann aber schrie der eine mit schrecklicher Stimme: „Du hast Haus und Hof, Gut und Glück vertrunken, du bist ein Schnapssäufer, nun gehörst du uns!“ und schon machten sie Anstalt, ihn von neuem zu fassen und vollends in den Friedhof zu zerrn.

Der Schneider lag zitternd am Boden und trotz der empfindlichen Kälte tropfte heißer Angstschweiß von seiner Stirne.

„Ach bester Herr Teufel“, lispelte er, „wenn ich verspreche, keinen Schnaps mehr zu trinken, laßt ihr mich dann leben?“

Die Teufel machten einen wilden Sprung und einer setzte seinen schweren Fuß auf des Schneiders ächzende Brust.

„Schwöre, erbärmliche Schneiderteele, daß du keinen Schnaps mehr anrührst, oder du fährst augenblicklich zur Hölle!“

„Ich schwör's, ich schwör's!“ rief der Schneider so schnell er nur die Worte herausbrachte.

Da ließen ihn die Teufel los, machten noch einige wild-drohende Gebärden und ehe sich der Schneider besann, war er allein am Kirchhof, die Teufel waren verschwunden. Neuer Schauer erfaßte ihn, kaum vermochte er sich zu rühren, der Schrecken hatte ihm die Glieder gelähmt. Doch richtete er sich mühsam auf und kam auf die Beine, die ihm wie Espenlaub zitterten. Es war ihm, als ob er in der Nähe leises Lachen hörte, — er glaubte das höllische Gelächter der

Teufel aufs Neue zu hören und die entsetzliche Angst verlieh ihm die Kraft, sich so eilig als möglich nach Hause zu schleppen.

Seine Frau wollte ihn mit Vorwürfen empfangen, aber an seinem verstörtem Aussehen sah sie, daß ihm etwas Besonderes passiert sein mußte. Wie tot fiel er in sein Bett, aus dem er mehrere Tage nicht mehr aufstand. Aber gleich in der Frühe des auf die Schreckensnacht folgenden Tages hatte er seine Frau ans Bett gerufen und ihr feierlich versprochen, nie mehr Schnaps zu trinken. Warum, das hat er ihr nie gesagt, aber sein Wort hat er gehalten, und er wurde wieder ein ordentlicher und nüchterner Mensch, der mit Hilfe anderer guter Leute auch bald wieder vorwärts kam und in dessen Familie wieder Freude und Glück ihren Einzug hielten.

Und wer war daran Schuld? Keiner anderer als der Barthelmeß-Schmied, der nur aus dem Wirtshaus weggegangen war, um rasch seine 2 Gefellen zu verständigen, die denn auch die Teufel in täuschender Weise gespielt hatten. Die Freunde des Schmiedes waren ja bald darauf gekommen, daß es sich um einen tollen Schmiedsstreich gehandelt hatte und beobachteten von weitem, wie es dem Schneider ging. Sie versprachen sich gegenseitig, über die Geschichte zu schweigen, der Schneider aber ist kurert und glaubt wohl heute noch, daß ihn damals die zwei Schnapsteufel hätten holen wollen.



Humoristisches.

Galant. Junge hübsche Reisende (etwas ungeduldig zum Bahnstationsvorsteher): „Über kommt denn mein Zug noch nicht?! Das ist ja zu unregelmäßig hier!“ — Stationsvorsteher: „Ja, mein verehrtes Fräulein, so hübsch, rege-mäßige Züge, wie Sie, haben wir freilich hier nicht!“

Au! Gast: „Freu Wirtin, Sie haben Klöße gemocht, davor muß man den Hut abnehmen!“ — Wirtin: „Na ja, es sird ja doch Frick-Kle he!“ („Lust. Gesellschaft.“)

Missverständnis. Vater einer heirat-lustigen Tochter: „Sagen Sie mir, können Sie auch eine F-milke auf die Dauer unterhalten?“ — Freier: „Das will ich glauben, ich bin ja — Salonkomiker!“ („Lustige Gesellschaft.“)

Bestandene Prüfung. „Haben Sie Erfahrungen in Porzellanwaren?“ — „Johrelange“ — „Was würden Sie z. B. tun, wenn Sie eine kostbare Vase zerbrechen?“ — „Ich würde sie wieder zusammenklitten und so aufstellen, daß irgend ein Kunde sie umstößt.“ — „Gut, Sie können morgen Ihre Stelle bei mir antreten.“

Zurückgegeben. Tourist (zum Eisenbahnschaffner): „Hören Sie mal, Schaffner, in ihrer Ge-
gend hier wird wohl viel benooelt, was, weil Sie so oft kontrollieren?“ — Schaffner: „Na, böß ist bloß im Sommer, wenn die Touristi komma.“

Miss-trauisch. Zahnarzt (im Begriff einem Patienten Gas zu geben): „Oh, bitte! Lassen Sie das Geld nur stecken, das hat keine Gile mit dem Bezahlen.“ — Patient: „Ich wollte auch bloß mal vorher nachzählen.“

Gut qualifiziert. Fußballspieler zum Automobilisten, der gegen einen Baum geschludert worden war: „Was, keinen Schädel, keinen Rippenbruch? Mensch, Sie müssen unserem Fußballklub beitreten.“

Kinder-Logik. Fritschen (zusehend wie ein Pferd beschlagen wird): „Gelt, Mama, das ist der Mann, der die Pferde macht?“ — Mama: „Warum denn?“ — Fritschen: „Weil er eben den hinteren Fuß vollends annagelt!“

Moderne Annonce. Welcher edle Literaturfreund schenkt einem armen Schriftsteller, dessen Manuskript bisher stets als „unleserlich“ zurückgewiesen wurde, eine Schreibmaschine?

Das Feuerlöschwesen im Mittelalter.

Wiewohl die Feuersbrünste, welche die leicht gebauten Städte Deutschlands im Mittelalter fast ununterbrochen heimsuchten, zummeist erschreckende Dimensionen annahmen, so sind geregelte Feuerlöschordnungen doch erst in verhältnismäßig später Zeit nachzuweisen. Dies mag teilweise daran liegen, daß anfänglich die bei einem Brande zu beobachtenden Bestimmungen auf mehr persönlicher Vereinbarung der Nachbarn und Zunftgenossen beschränkt blieben und sich lediglich auf die bei einem Schadenfeuer gegenseitig zu gewöhnliche Art der Hilfe erstreckten. Auch mag der Entwicklung von wirksamen Feuerlöschordnungen der ziemlich weit verbreitete Aberglaube hindernd entgegengetreten sei, wonach ein Eingreifen bei einer Feuersbrunst als eine sündhafte Handlung angesehen wurde, da die Schadenfeuer als von Gott auferlegte Prüfungen galt.

Die ersten Feuerlöschordnungen in Deutschland, die sich nur bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, behandelten demgemäß in erster Linie die Maßnahmen, welche beim Ausbruch eines Brandes getroffen werden sollten. Erst allmählich entwickelten sich daraus Vorschriften, um in präventiver Form Ausbrüche von Feuersbrünsten überhaupt zu steuern. Die älteste derartige Feuerlöschordnung ist zu Anfang des 13. Jahrhundert in Rotenburg a. T. erlassen worden, und zwar wurde der Ersatz der leicht brennbaren Schindeldächer durch Ziegeldächer vorgeschrieben. Eine der ältesten Feuerlöschordnungen hat auch Augsburg aufzuweisen, wo nach einer im Jahre 1276 erlassenen Bestimmung die Weinträger bei Ausbruch eines Brandes zum Wassertragen verpflichtet waren. Hierfür wurden ihnen besondere Steuerfreiheiten eingeräumt.

Weitergehende Befugnisse im Interesse der Allgemeinheit räumen die Feuerlöschordnungen der Städte Erfurt und Zwickau i. S. den behördlichen Organen ein. Sie berechtigen die Stadtverwaltung bei größeren Bränden die bereits vom Feuer angegriffenen Häuser einzureißen zu lassen, um so den Herd des Feuers einzudämmen. In der Zwickauer Feuerlöschordnung vom Jahre 1348 wurde dem Hauseigentümer der sein Haus anfänglich eines Brandes freiwillig einreißt, Unterkunft und Entschädigung aus Mitteln der Stadt versprochen. Weigerte er sich jedoch, so erlosch für ihn jeder Anspruch auf Vergütung des Brandschadens. Nach der Erfurter Feuerlöschordnung vom Jahre 1351 war jeder Hauseigentümer verpflichtet, Lösch- und Eingreifgeräte in

Bereitschaft zu halten, und die Stadthauptleute waren angewiesen, sich durch regelmäßige Revision von der Beobachtung aller das Feuerlöschwesen betreffenden Vorschriften zu überzeugen.

Die Bestimmung, daß Turmwächter ongestellt werden sollen, um bei Nacht über der Stadt Feuerwacht zu halten, findet sich auch zuerst in der erwähnten Erfurter Feuerlöschordnung vor, wo auch das Läuten der Glocken bei Bränden vorgeschrieben wird. Die Benützung von Feuerhörnern wird in der Verordnung der Stadt Lübeck vom Jahre 1461 angeordnet. Hier, wie in der Feuerordnung der Stadt Bremen vom Jahre 1433, wird bereits auf die Notwendigkeit eines rechtzeitigen Herbeirufens von Hilfe bei Bränden hingewiesen und die Lübecker Stadtfeuerordnung schreibt vor, daß die Tore und Türme der Stadt sowohl bei Tage als auch bei Nacht von Wächtern besetzt sein sollen, die beim Ausbruch eines Brandes sofort Sturm zu läuten und Feuer zu blasen haben.

Charakteristisch für die mittelalterlichen Zustände sind die strengen Vorschriften, welche zum Schutze des Eigentums bei Feuersbrünsten erlassen wurden. In der erwähnten Zwickauer Feuerordnung vom Jahre 1348 werden die Bürger angewiesen bei Ausbruch eines Brandes möglichst schnell die Stadttore zu besetzen, um Raubgesindel fernzuhalten. In Lübeck waren die Ratsdiener angehalten, sofort nach der Brandstätte zu eilen und in erster Linie darauf zu achten, daß die herrschende Verwirrung nicht zu Diebstählen ausgenützt werde. In der Feuerordnung der Stadt Wien im Jahre 1533 findet sich sogar die Bestimmung vor, daß bei einem Brande sich die Hausmieter mit Handgeschützen und Steinen wohl versehen sollten, um das brennende Haus vor einem Ueberfall verteidigen zu können. Einen besonderen Beamten, dem die ersten Anweisungen beim Löschen und Retten vorbehalten blieben, schuf Nürnberg durch seine aus dem 15. Jahrhundert stammende Feuerlöschordnung, welche überhaupt äußerst zweckmäßig gehalten und von allen damaligen Vorschriften über das Feuerlöschwesen am umfassendsten und vollkommensten ist. Danach hatte ein vom Räte bestellter „Schaffer“ für die Anschaffung, Aufbewahrung und Instandhaltung der Feuerlöschgeräte sowie für deren rechtzeitiges Herbeiführen zur Brandstätte Sorge zu tragen. Müßige Zuschauer sollten auf der Brandstätte nicht geduldet werden, nur wer tatkräftig bei der Hilfeleistung mit zu-

geff. barste dableiben.
halt auf der Brandst.
vor in Bezirk eingetret
hüte" befoß, wo ledere
untergebracht waren.
zur Brandstätte befehl
tingen große Laternen
lichen Brande angäng
Säulen der Stadt muß
leiten bereitgehalten w
dieser Löschordnung ge
Sorgen einhol.
Behörden wird
Vorfahrung der gem
nden Deutschen Mü
berch die Herbeiführu
Zeit, daß zu gleicher
ähnlichen Orten ausbre
hier zum ersten Male
nalen Herberge für
während die Verordn
die Räte und die P
Handschützen anverle
Die ersten Feuer
selbstlich den städt
Verhalten sich dabei

Haus
Schweide.
Lösung, welche ist
Widurch ist ein
nicht. Ich will
Reizeu lösen, und be
Kantonsrat in
Jahreszeit
ich seine Leute in
Sie hat einen ein
Wider gesehen für
Lui sie sein Bild
D. ja! Sie ist entse
Behälter für
von der letzten Brand
die Markt, die im
P. a. p.: Hier hat
ach, wie du wengst
Bund wird trich an
Sonne Straß
eines Bortzogen:
Kann verurtheilt
nach Systemen
würde ich ihn un
und dem Gantzen
schick.

griff, durfte dableiben. Frauen ward der Aufenthalt auf der Brandstätte verboten. Die Stadt war in Bezirke eingeteilt, deren jeder eine „Schaffhütte“ besaß, wo lederne Eimer und Wasserfässer untergebracht waren; letztere wurden mit Pferden zur Brandstätte befördert. An den Gehäusern hingen große Laternen und mußten bei einem nächtlichen Brande angezündet werden. An vielen Stellen der Stadt mußten Feuerhaken und Feuerleitern bereitgehalten werden. Ferner wurden in dieser Löschordnung zum ersten Male messingene Spritzen erwähnt.

Bahnbrechend wirkte die Nürnberger Feuerlöschordnung der gewiß die Erhaltung von so vielen Denkmälern Alt-Nürnbergs zu danken ist, durch die Festsetzung von Maßnahmen für den Fall, daß zu gleicher Zeit zwei Brände an verschiedenen Orten ausbrechen sollten. Auch kommt hier zum ersten Male das Prinzip einer kommunalen Fürsorge für Löschgeräte zum Ausdruck, während die Verordnungen anderer Städte bisher die Kosten und die Pflicht der Anschaffung den Hausbesitzern auferlegten.

Die ersten Feuerlöschordnungen entsprangen lediglich den städtischen Bedürfnissen und beschränkten sich deshalb auch ausschließlich auf die

einzelnen Stadtbezirke. Das Feuerlöschwesen auf dem platten Lande wurde erst viel später durch Bestimmungen geregelt. Die ältesten Landesgesetze bezüglich des Feuerlöschwesens wurden in Sachsen im Jahre 1521 durch den Herzog Georg erlassen unter dem Titel „Begreiff der Feuer Ordnung“. Hier kommen die in dem städtischen Gemeinwesen inzwischen gemachten Erfahrungen schon zur Bewertung. Die Ordnung enthielt nämlich eingehende Bestimmungen über die feuersichere Bauart der Häuser, insbesondere der Dachungen und der Feuerungsanlagen, über die vorsichtige Benutzung von Feuer und Licht, über die Aufbewahrung leicht brennbarer Gegenstände, wie überhaupt über den Betrieb feuergefährlicher Gewerbe.

Danach finden wir mit Ende des Mittelalters das Feuerlöschwesen schon ziemlich vielseitig geregelt und geordnet. Der Uebergang zu einer neuen Entwicklungsperiode fällt aber erst ein Jahrhundert später, in die Zeit als der geniale van der Heyde zu Amsterdam die Schläuche erfand und damit das Löschwesen, das bis dahin von defenßiver Natur gewesen war, in neue Bahnen lenkte.

Humoristisches.

Beschwerde. „Nu kiel bloß so 'nen Ladenschwung; weilange id da 'nen Ende Priem, und het Rindvieh jibt mir Ladrige!“ — „Det is noch ja nicht. Ik will mir neulich mal für'n Froschen Benzol holen, und da wickelt mir der verfluchte Kerl 'n Automobil in!“

Indirekte Kritik. Kritiker: „Soeben habe ich meine Tante in der Ausstellung herumgeführt, sie hat einen eigenen Geschmack, die schlechtesten Bilder gefielen ihr stets am besten.“ — Maler: „Hat sie mein Bild auch gesehen?“ — Kritiker: „O ja! Sie ist entzückt davon.“

Belohnter Fleiß. Sohn: „Papa, ich bin von der letzten Bank weggekommen, bekomme ich jetzt die Mark, die Du mir dafür versprochen hast?“ — Papa: „Hier hast du die Mark, nun sag' mir auch, wie du weggekommen bist.“ — Sohn: „Die Bank wird frisch angestrichen.“

Harte Strafe. Abstinenzlerin während eines Vortrages: „5 Jahre lang mußte ich meinem Mann vorpredigen ehe es mir gelang, kein Bier noch Spirituosen mehr zu trinken. Vor Freude mußte ich ihn umarmen und küssen.“ — Stimme aus dem Hintergrunde: „Ist ihm ganz recht geschehen.“

Kindermund. Tante: „Sei nur stets fleißig im Lernen, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ — Nefte: „Ist das auch Dein Anfang gewesen?“ — Tante: „Du ungezogener Bengel, wie kannst Du so fragen?“ — Nefte: „Nun, Papa hat doch gesagt, Du seist ein altes Laster!“

Zukunftsträume A.: „Morgen ist wieder Arbeitsversammlung; woll'n mer nich' mal hingehen?“ — B.: „Nee, ja nich', da kennst' mer vielleicht irgend ene Arbeit kriegen, und nu laß mal de Arbeitslosenversicherung kommen, von der se jetzt egal schreiben, da sin mir doch hernach de Dummen!“

Gesundheitspflege.

Leinöl mit Eiweiß gemischt und mit einer Feder auf Brandwunden aufgespritzt, darauf ein weiches leinenes Tüchlein gelegt, das vorher in Wasser getaucht und gut ausgewunden wurde, stillt die Schmerzen sehr bald, die Hitze wird aufgesaugt und die Wunden heilen in kürzester Frist.

Mittel gegen Sodbrennen: Gebrannte Magnesia 10 Gramm, Fenchel-Dehzucker 5 Gramm, mehrmals täglich eine Messerspitze.

Verrierbild.



Jetzt war mir doch ganz deutlich, als wäre eine Fee bei mir, oder habe ich nur geträumt?

Allerlei Nützliches.

Wäsche zu bleichen. Die gewaschene Wäsche wird zuletzt mit kochendem Wasser überbrüht und alsdann womöglich bei mondheiler Nacht auf einem Rasen ausgebreitet; während des Tages muß man darauf bedacht sein, daß die Wäsche naß bleibt, sie muß daher öfter mit Wasser besprengt werden. In der Hälfte der Bleichzeit wird die Wäsche gewendet. 24 Stunden genügen im Sommer für eine Bleiche. Nach dem Bleichen werden die Stücke nochmals sorgfältig ausgewaschen und dann möglichst an der Sonne getrocknet.

Gegen Rost. Um Rostspuren von nickelplattierten Artikeln zu entfernen, läßt man dieselben einige Tage lang mit Fett bedeckt liegen, dann reibt man sie gut mit Ammoniak ab. Ist der Rost tief, dann bediene man sich einer oxalsauren Lösung oder verdünnter Salzsäure, welche man auf dem Rostflecken aber nur einen Augenblick lassen darf. Man wäscht dann mit Wasser und Schwamm ab und poliert mit englischem Tripel oder Polierrot. Dies wiederholt man, so oft es nötig ist.

Um Federn ihre frühere Weiche zurückzugeben unterwirft man sie einem Reinigungsprozesse, und zwar in folgender Weise: Man bereitet sich ein Bad von weißer Seife, im Verhältnis von 30 Gramm Seife zu 500 Gramm Wasser, welches man auf 35 Grad Celsius erwärmt, taucht die Federn hinein, faszt sie dann mit der linken Hand am Stiel, streicht behutsam mit Daumen und Zeige-

finger der rechten an ihnen herunter. Hat man auf diese Weise die Federn eine nach der andern gereinigt, so taucht man sie in frisches Wasser, spült sie darin sorgfältig ab und stärkt sie, indem man sie in etwas Wasser taucht, worin man einige Eßlöffel Weisstärke aufgelöst hat, die mit ein wenig Methylvitriol gefärbt wird. Nachdem die Federn gestärkt sind, werden sie auf ein reines Leinentuch gelegt und müssen im Sommer in der Sonne, im Winter in der Nähe des Feuers trocknen. Ehe sie noch völlig trocken sind, nimmt man die Federn in die Hände und reibt sie solange bis sie ihr früheres Aussehen erlangt haben.

Elfenbein und Borsten zu bleichen. Die gut gereinigten Gegenstände werden angefeuchtet, unter eine Glasglocke gelegt und anhaltend dem Sonnenlichte ausgesetzt. Polnische und russische Borsten bleichen im Sonnenlichte nicht.

Getragene Kaschmirshawls zu waschen und wieder aufzufrischen. Man legt den zu reinigenden Shawl zuerst in eine mit ganz klarem, weichem Wasser gefüllte Wanne und mischt dann in einer zweiten Wanne 15 Liter Wasser mit 100 Gramm guter venetianischer Seife und 150 Gramm gereinigter Galle. Hierauf wäscht man die in der ersten Wanne bloß angefeuchteten Kaschmirs in der genannten Mischung und spült sie dann mit etwas Mannwasser (zwei Gramm Mann auf ein Liter Wasser) aus.

Verrierbild.



Die Schifferin betet um die glückliche Rückkehr ihres Mannes und merkt nicht, daß er schon da ist, um sie zu überraschen.

Ben Atila, ein gelehrter Mann von praefischer Ci-
 taten lange her, den ich
 schon begegneten." Und für
 nicht unrichtig gehabt. Der
 bet mit einander führt und
 über tausend Jahren die W
 Feig und wilder Leidenschaft
 stehen, hat wohl andere
 die Gewalt der Erdende
 sie der Kampf gemeinsam
 gleiche gelitten, so hat sie
 prägt. Mit welcher Gewalt
 vorerzogenen Jahre der R
 und Japan geführt; mit W
 jeder von den grauen Sch
 sich vor seinen Augen an
 menschlichen Wohlthatungen
 Welterkennung erziehen und
 jenseits des 20. Jahrhunderts
 spielt. — Dreizehn Wochen
 vergangener Jahres am ge
 ten Staat war versichert
 ba verbotenen Dummheit
 einbezogen wurde. Auch
 Nachbar und zur mit der
 kann man den Frieden zu
 erreicht erhalten. Nicht
 moralisches Verhängnis", wo
 immer gar kein Maß zu
 oder ich fürchte". Das
 deutet der Better und die
 stimmung.
 Prutzwege, wo der E
 Leben nicht viel anricht
 Währungswechseln. So
 auch die Chancen unter
 in die wunden Zeiten über
 wie sich gut und drei Sta
 der Kontinuität anderer E
 zu sein. So glücklichen
 zwischen Krieg und Land
 schließlich m. i. P. das
 schicklichen Hintergedan
 sondern über den Weg zu
 bekannt als Handelsman
 wissen. Mit im vergan
 unter in Algerien ver
 so nach England, welche
 aus der Erde für die
 die Linie nicht viel gefe